QUO VADIS

zeitschrift für eine aktuelle romanistik

# ROMANIA?

**THEMA** sprache und geschlechterrollen

**AUTOREN**

christine bierbach
ludmila damjanova
anke gladischefski
martina großfurtner
friederike hassauer
irene hilgemann
georg kremnitz
raphaela-maria marx
birgit wolter

**VARIA** marco aurelio larios lópez

**REZENSIONEN**

nummer 5/1995

QUO VADIS

zeitschrift für eine aktuelle romanistik

# ROMANIA?

**THEMA** sprache und geschlechterrollen

**AUTOREN**

christine bierbach
ludmila damjanova
anke gladischefski
martina großfurtner
friederike hassauer
irene hilgemann
georg kremnitz
raphaela-maria marx
birgit wolter

**VARIA** marco aurelio larios lópez

**REZENSIONEN**

nummer 5/1995

Inhaltsverzeichnis

*Präsentation:*

S.3 Anke Gladischefski

*Artikel:*

S. 6 Friederike Hassauer, *Schatten des Geschlechts über der Vernunft - Von Frauenforschung zu Gender Studies: ein Relevanzprofil*

S. 13 Georg Kremnitz, *Zur Dialektik der feministischen Linguistik*

S. 19 Martina Großfurtner, *Sprechen über Sexualität - Eine kontrastive Untersuchung*

S. 29 Christine Bierbach, Irene Hilgemann, Birgit Wolter, *Warum studieren Frauen Romanistik - malgré tout?*

S. 52 Raphaela-Maria Marx, *Französisch - Frauensprache?! Geschlechterspezifische Bedingungen, Praxis und Bedarf von Hochschulsprachkursen/Französisch: Ergebnisse einer Befragung an der Universität Wien*

S. 64 Anke Gladischefski, *Zum Mythos von der geschlechtsneutralen Symmetrie universitärer Kommunikation*

S. 75 Ludmila Damjanova, *La problemática "escritura/lengua y sexo" en Latinoamérica*

*Varia:*

S. 84 Marco Aurelio Larios Lopez, *Alvar Núñez Cabeza de Vaca, o los naufragios de una posible conquista de América que nunca se dio*

* * * * * * *

*Herausgeber:* Quo vadis, Romania?
Verein zur Förderung der Romanistik in Forschung und Lehre.
*Redaktionsmitglieder:* Peter Cichon, Anke Gladischefski, Karl Ille, Georg Kremnitz, Raphaela-Maria Marx, Jacques Souy, Robert Tanzmeister

*Adresse* (Redaktion und Bestellung):

Quo vadis, Romania?
Institut für Romanistik
Universität Wien
Schlickgasse4
A-1090 Wien

*Jahresabonnement:* 200,-ÖS/Studenten 150,-ÖS (einschließl.- Zustellung)
*Einzelheft:* 100,-ÖS (Selbstabholer 50,-ÖS)
*Bankverbindung:* Creditanstalt Wien, Kto.-Nr.: 0323-04941/00 (BLZ 11000)
*Layout:* Nicole Sauerzapf

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung in Wien

ISSN: 1022-3169



## Präsentation

"Zehn Jahre, die die Frauen bewegt haben, haben keinen neuen Mann hervorgebracht" schreibt Peter Roos im Jahr 1986[1], und auch ein knappes Jahrzehnt später hat diese Aussage nichts von ihrer Gültigkeit verloren. Im Gegenteil, sie zielt direkt auf den neuralgischen Punkt der Geschlechterforschung, da das Nachdenken über *die* Geschlechter unabhängig von neuen Etikettierungen nach wie vor primär ein Nachdenken über *das* Geschlecht, das im allgemeinen nicht anders als weiblich gedacht wird, ist. Real existierend also Feminismus, hauptsächlich von Frauen für Frauen. Daran ändert auch die verbal progressive Haltung einiger männlicher Kollegen wenig, solange sie in vielen Fällen noch der Stützung durch sexistische Bemerkungen im informellen Rahmen bedarf.

Ist der Feminismus gemessen an den Ansprüchen einer ausgewogenen Geschlechterforschung demnach also am Ende? Zum Teil muß diese Frage sicher bejaht werden, da der aus dem Rahmen feministischer Forschung hervorgegangene "gender-turn", d.h. die Notwendigkeit der Betrachtung beider Geschlechter, ihrer gesellschaftlichen Konstituierung und Relationierung, über den Gegenstandsbereich und die Zielsetzung reiner Frauenforschung weit hinausweist. Allerdings ist damit nichts über die - wie häufig von männlicher Seite argumentiert wird - Irrelevanz der ursprünglich feministischen Fragestellungen als solchen ausgesagt - im Gegenteil, der Bereich der Betrachtung vergrößert sich und gewinnt zusätzlich an Komplexität.

Die in der Gender-Forschung notwendige Relationierung kann jedoch nur erfolgen, wenn beide Geschlechter gleichermaßen diese Frage zu ihrem Thema machen, und genau da läßt sich zum aktuellen Zeitpunkt ein deutliches Defizit - oder neutraler formuliert - Desiderat der Forschung, insbesondere der linguistischen Forschung, ausmachen.[2] Die Gründe für die mangelnde Auseinandersetzungsbereitschaft von Männern mit dem Thema Geschlecht, und da vor allem mit dem eigenen Geschlecht, liegen meiner Ansicht nach auf zwei Ebenen: In psychologischer Hinsicht läßt sich die Angst vor eigener Betroffenheit diagnostizieren, denn die Beschäftigung mit der eigenen Person würde den Verzicht auf die - wie Evelyn Fox Keller es formuliert - "männliche Schutzhaut aus Unpersönlichkeit"[3] bedeuten. Der zweite wichtige Grund, der einer gemeinsamen Beschäftigung von Männern und Frauen mit der Geschlechterfrage entgegensteht, dürfte darin liegen, daß eine ausgewogene Relationierung vor allem im beruflichen Bereich notwendig den Verzicht von Männern auf jahrhundertealte Privilegien mit sich bringt. Wobei jedoch nicht ausdrücklich genug betont werden kann, daß es sich hier um die Forderung nach Ausgleich und nicht um die Umkehrung ungleicher Verteilungsverhältnisse handelt. Gerade im universitären Bereich

---

1 Peter Roos: "Morbide Männlichkeiten oder 'Du pinkelst ja im Sitzen' Ein Brief". In: Friederike Hassauer und Peter Roos 1986. *Die Frauen mit Flügeln, die Männer mit Blei?*. Siegen, 90-106. Zitat S. 95.

2 Als eine bemerkenswerte Ausnahme ist der folgende Artikel von Alberto Godenzi zu sehen, in dem zudem eine ungewöhnlich selbstkritische Position vertreten wird: Alberto Godenzi: "Brüder sind wir allemal - Männliche Reflexe auf weibliche Stimuli". In : *Test the West. Geschlechterdemokratie und Gewalt.* Eine Kampagne der Bundesministerin für Frauenangelegenheiten 1992-1993. Wien 1993, 149-163.

3 Evelyn Fox Keller 1986. *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft?*. München, Wien. S.76.

liegen hier wesentliche Hindernisse; als Illustrierung mag das folgende Zitat der Präsidentin des deutschen Bundesverfassungsgerichtes Jutta Limbach genügen:

> "Nach wie vor ist die Luft in den höheren Rängen der Berufshierarchien für Frauen dünn. Die zurückgebliebenste aller Provinzen jedoch, dort, wo der Fortschritt gewissermaßen auf der Stelle tritt, ist die Universität."[4]

Angesichts dieser schwierigen Situation mag es auch nicht überraschen, daß die in diesem Heft veröffentlichten Beiträge weniger konkrete Resultate einer etablierten Gender-Forschung vermitteln (können), als daß sie die Problematik der skizzierten "Schwellensituation" des Übergangs vom Feminismus zur Geschlechterforschung widerspiegeln. Ein sicher nicht nur oberflächliches Indiz dafür bildet allein die Tatsache, daß die Beiträge mit nur einer Ausnahme von Frauen stammen, vermeintliche "Zuständigkeiten" also deutlich abzulesen sind. Eher anekdotisch zu werten ist demgegenüber allerdings die Tatsache, daß es auch angesichts dieser weiblichen "Übermacht" aufgrund technischer Probleme noch nicht gelungen ist, auf dem Deckblatt die Rubrik AUTOREN in AUTORiNNEN umzuwandeln.

Inhaltlich werden die folgenden Aspekte behandelt: der wissenschaftstheoretische Rahmen geschlechtsbezogener Forschung, linguistische und literaturwissenschaftliche Aspekte und die Situation in der Institution Universität.
**Friederike Hassauer** eröffnet die Beiträge mit einer Darstellung des Wandels der Frauen- zur Gender-Forschung und der weitreichenden Konsequenzen des sogenannten "gender-turns". Die wichtigste und gleichzeitig hochgradig "verstörende" Folge dieses wesentlich von Judith Butler beeinflußten Perspektivenwechsels liegt sicher in dem Verzicht auf die vermeintlich biologisch begründete Dichotomie von männlich und weiblich, an deren Stelle die Untersuchung der sozialen bzw. diskursiven Konstituierungsmechanismen für Geschlechtskategorien tritt. An die Skizzierung des allgemeinen Rahmens der Geschlechterforschung, der für jede Einzeldisziplin Gültigkeit besitzt, schließen sich dann zwei linguistische Beiträge an. **Georg Kremnitz** weist auf die problematischen Punkte feministischer Linguistik hin und zeigt gleichzeitig Ansatzpunkte für eine weiterführende Forschung auf einem über die Geschlechter-Dichotomie hinausweisenden Komplexitätsniveau gesamtgesellschaftlicher Kommunikation auf. Die von **Martina Großfurtner** vorgestellte kontrastiv angelegte Studie befaßt sich mit den geschlechtsspezifischen Unterschieden beim Sprechen über Sexualität am Beispiel französischer Studenten und Studentinnen. Darin steht die Frage im Vordergrund, ob bzw. inwieweit Frauen im Zeitalter der "sexuellen Emanzipation" eine eigene Sprache jenseits männlicher Dominanz zu diesem Thema entwickelt haben. Die folgenden Beiträge von **Christine Bierbach/Irene Hilgemann/Birgit Wolter, Raphaela Marx** und **Anke Gladischefski** setzen sich mit der Geschlechterfrage in der Institution Universität auseinander. Dabei werden zunächst zwei getrennt voneinander an den Universitäten Göttingen und Wien durchgeführte Untersuchungen zur Frage nach den geschlechtsspezifischen Motivationen für die Wahl des "Frauenfaches Romanistik" bzw. für

4 Jutta Limbach: "Trügerische Frauen-Freiheit". In: *Die Zeit*, Nr.9 vom 24.02.1995. Vgl. dazu auch Friederike Hassauer 1994. Homo. Academica. Wien.



den studienerweiternden Erwerb der französischen Sprache an der Universität vorgestellt. Daran schließen sich Überlegungen von Anke Gladischefski zur Struktur und den möglichen negativen Konsequenzen heterosexueller Kommunikationssituationen innerhalb der nach wie vor männlich homosozial organisierten Institution Universität an. **Ludmila Damjanowa** gibt in ihrem abschließenden Beitrag einen aktuellen Überblick über die wichtigsten Veranstaltungen, Publikationen und inhaltlichen Positionen zum Thema männliches und weibliches Schreiben in Lateinamerika.

Als Verantwortliche für diese Zeitschriftenausgabe hoffe ich, daß es der Redaktion damit gelungen ist, wichtige Aspekte der aktuellen Diskussion aufzuzeigen, die zum kontroversen Nachdenken anregen. Für Reaktionen in Form von Kritik, Widerspruch und weiterführenden Gedanken etc. sind wir jederzeit dankbar, denn gerade bei einem so grundlegenden Thema wäre es wünschenswert, die Diskussion auch über das vorliegende Heft hinaus weiterzuführen.

Mein ganz persönlicher Dank gilt Friederike Hassauer und Peter Roos für ihre wertvollen Anregungen und ihr kritisches Interesse an meiner Arbeit.

Anke Gladischefski

## Schatten des Geschlechts über der Vernunft - Von Frauenforschung zu Gender Studies: ein Relevanzprofil

Friederike Hassauer, Wien

Zentrale wissenschaftsgeschichtliche Voraussetzung für das Verständnis von Geschlechterrollenforschung ist der derzeit in den verschiedensten Disziplinen manifestierte Übergang von dem rund 25 Jahre alten Paradigma "Frauenforschung" zum neuen Paradigma "Gender studies". Dieser Blickwechsel des "Gender turn" hat weitreichende Implikationen. Denn die Einführung der Kategorie "Genus" bedeutet eine wesentlich umfassendere Neuorientierung der Frage-Interessen als das additive Anfügen der "Berücksichtigung der Rolle der Frau" zu ansonsten unveränderter Praxis geschlechtsblinder Forschung.
Um die Tragweite dieses Paradigmenwechsels erfassen zu können, seien zunächst die Phasen des Feminismus und seine Metamorphose zur Genus-forschung kurz resümiert. Begonnen hat es mit symmetrischer Konkurrenz:
Businessperson, Salesperson, Chairperson. Der Pragmatismus der amerikanischen Women's Liberation, die mit behavouristischem Durchsetzungstraining die Frau auf den Platz des Mannes bringt - im gleichen Beruf mit dem gleichen Erfolg mit dem gleichen Verhalten. Was dabei erlernt wurde an Ambition und Rivalität und Fremdbestimmung, und was dabei wieder auf der Strecke blieb an Identität und Hoffnung, beschreibt Simone de Beauvoir so:" Wenn die Frau die Macht ergreift, um ein Mann zu werden, genau gleich denen, die sie abgelöst hat, dann ist das Ganze wertlos."
Dieser Gefahr der Entfremdung von der eigenen Identität versuchte man/frau in der Folge durch den Entwurf einer autonomen Gegenwelt zu begegnen.
Sie kennzeichnete die zweite Phase des Feminismus: das Bedürfnis, sich der Rivalitätssituation mit dem Mann und dieser Entfremdung erst gar nicht mehr auszusetzen, sondern einen Freiraum, einen Schutzraum für das Leiden, das Kennenlernen von Affekt und Körper aufzubauen, damit weibliche Identität sich in Geborgenheit und Distanz entwickeln und ihrer selbst vergewissern könne.
Irgendwann unterwegs hat sich dieses Konzept dann verselbständigt, hat seine eigene Dynamik entwickelt. Nun diente es oft nicht mehr als *eine* biographische und theoretische Durchlaufphase, *eine* Möglichkeit von anderen, um Identität aufzubauen - eine Identität, die dann notwendig sich erproben und weiterentwickeln muß in der Auseinandersetzung mit dem Draußen, der Realität andersgeschlechtlicher Identität. Die Gegenwelt wurde zum Ziel ihrer selbst, zur symmetrischen Negation des Bestehenden.
Was soll das heißen? Auf der Rückseite des Spiegels findet sich, nur unter anderem Vorzeichen, das Immergleiche wieder: mit gut/böse, weiblich/männlich sortiert man die eine komplizierte Welt in zwei einfache, in Unterdrückte und Unterdrücker. Die Frage nach den Ursachen wird zur Frage nach den Drahtziehern, zur Schuldfrage; ausgelagert auf die andere Seite, hinüber zum Gegner. Eine fatale Projektions- und Verdrängungsleistung schiebt die Gründe der Deformation und noch alle Spuren der Verstümmelung auf das Gebiet des Nicht-



Ich, des ganz Anderen jenseits der eigenen Identität. Die ist die Gegenwelt Weiblichkeit: mythisch definiert im Rückgriff auf den weiblichen Körper, seine Natur, die Emotionalität.
Die Konsequenz: ein neues System der Männerfeindlichkeit, nicht minder regressiv, rigide und dogmatisch, löste das des Frauenhasses ab, dämmte die angsterregenden Unsicherheiten der Suche nach einer anderen Identität ein. Freilich war die neue Stabilität teuer bezahlt. Denn Umwelt auszugrenzen verbürgt Sicherheit und Entlastung nach innen nur so lange, wie die neugewonnene Identität sich danach dem Abgewehrten wieder auszusetzen bereit ist; weicht sie dem Konflikt aus, wird die Hoffnung, die sie verspricht, verspielt.
Wenn jedoch die Frauen weder die Usurpatoren umkehren noch in weiblichen Reservaten leben wollen, sondern das Prinzip der Usurpation selbst außer Kraft setzen wollen - wie kann ihnen das gelingen? Eine erste Antwort auf diese Frage fand sich bei französischen Psychoanalytikerinnen und Literaturwissenschaftlerinnen aus der Lacan-Schule und der Tel-Quel-Gruppe. Eine mit den Namen Julia Kristeva, Hélène Cixous und Luce Irigaray punktuell benannte Diskussion machte durch das Insistieren auf der Differenz Beschreibungen möglich, die die asymmetrische Stellung der Frau als das "Andere", als dezentriert gegenüber "dem Einen" rekonstruieren.
Auch hier wird Weiblichkeit als Gegensatz definiert. Aber anders als in der symmetrischen Negation geht es nun nicht um einen von zwei Polen, nicht um die Kehrseite des Spiegels, sondern um seine Ränder, um die Ausfälle der herrschenden männlichen Kultur. Die symbolische Ordnung des westlichen Abendlandes kann Weiblichkeit nicht repräsentierbar machen - so wird Logozentrismus als Phallogozentrismus entlarvt und Weiblichkeit zur asymmetrischen Negation der etablierten Ordnung. Ihr Widerstandspotential liegt in dieser Perspektive demnach vor allem in der pathetischen Subversion durch Schweigen, Krankheit, Verrücktheit, Hysterie.
Dadurch wurde dem Weiblichen - erneut - der Raum der Natur, des Unbewußten und des Körpers zugeschrieben: gleichzeitig werden jedoch Weiblichkeit und Männlichkeit schon als funktionale Konzepte behandelt, die nicht länger direkt an das biologisch-anatomische Geschlecht der Träger gebunden sind, sondern eher Verwendungszusammenhänge beschreiben als Geschlechtsidentität.
Dennoch bleibt die konkrete Gestalt der Differenz innerhalb dieser differenzorientierten Konzepte noch relativ unklar. Als mögliche Existenzformen von Weiblichkeit werden nun denkbar: Maske, Maskierung, Maskerade, Komödie, Mimikry, Parodie und Subversion. Im Paradigmenwechsel weg von den alten, subjektzentrierten, differenzorientierten Konzepten hin zu neuen non-substantialistischen und nicht-essentialistischen Geschlechterkonzepten, wie u.a. Judith Butler sie vorstellt, beschreiben solche Entwürfe die Performanz von Mimikry und Subversion, jedoch vor allem die Schwierigkeiten von Überlebensformen und Denkbewegungen der Welt jenseits des Zentrums, die zugleich unauflöslich mit ihm verstrickt ist.
Ausstieg aus diesem Labyrinth wurde die angloamerikanische Diskussion, die den Begriff des Geschlechts selbst - und eben nicht das weibliche Geschlecht - zum Gegenstand des Nachdenkens machte. Basis des Ausstiegs aus dem Labyrinth war zunächst die analytische

Trennung von biologisch-anatomischem und sozial-kulturellem Geschlecht: "sex" versus "gender".
Zuvor aber stand die Frage: Wie kam die Kategorie "Genus" überhaupt in die Kulturwissenschaft? Eine Exponentin des Begriffs ist die US-Historikerin Natalie Zemon Davis, die 1976 die Forschungsaufgaben der Geschichtswissenschaften folgendermaßen skizzierte:

> "... das Studium der Gechlechterrollen (sex-roles) (sollte) einige der Regeln des Historikers verändern. Es sollte zur zweiten Natur für Historiker - gleich was sein oder ihr Spezialgebiet ist - werden, die Konsequenzen des Geschlechts (gender) ebenso bereitwillig zu berücksichtigen wie etwa die Klassenzugehörigkeit. ... Aber mir scheint, daß wir uns für die Geschichte von Frauen wie von Männern interessieren sollten, daß wir nicht ausschließlich über das unterdrückte Geschlecht (the subjected sex) arbeiten sollten, ebensowenig wie ein Historiker, der sich mit Klassenkategorien beschäftigt, sich aussschließlich auf Bauern konzentrieren kann. Unser Ziel ist es, die Bedeutung der Geschlechter, von Geschlechtsgruppen (the significance of sexes, of gender groups) in der historischen Vergangenheit zu verstehen. Unser Ziel ist es, die Spannbreite von Geschlechterrollen (the range in sex-roles) und des sexuellen Symbolismus in verschiedenen Gesellschaften und zu verschiedenen Zeiten zu entdecken, herauszufinden, welchen Sinn sie hatten und wie sie funktionierten ...".[1]

Die Einführung der Kategorie "Genus" erzwingt so eine symmetrische Zuschreibung auf beide Geschlechter - und löst damit die Aporie, daß Frauenforschung strukturell nur wieder Frauen als Geschlechtswesen konstituiert, ohne gleichzeitig den Bereich des Allgemeinen auf seine Dimension des Männlichen hin zu degeneralisieren, zu dezentrieren und zu sexuieren.
Was Davis hier fordert, setzt Geschlechterrollen-Forschung in zweifache Differenz zu bislang etablierter Frauenforschung. Einmal: die Differenz zum klassischen Typus von Frauengeschichte, zum Genre der Individualbiographie bedeutender Exemplare. Die großen Ausnahmen also, in der Tradition der "great man history", die großen Heroinen, die exemplarischen Ausnahmen: jene also, deren singuläre Exzellenz die normale Defizienz ihres Geschlechts über das Verhältnis von Ausnahme und Regel bestätigte. Geschlechterrollenforschung im Sinn von Davis steht aber auch in Differenz zu einem jüngeren Typus von Frauengeschichte, die sich als unterdrückte, stumm gemachte, wieder zu entdeckende "herstory" als "her story" polemisch gegen eine männlich dominierte "history" als "his story" verstand.
Frauen sollen also nicht als exemplarische Heldinnen, nicht als unterdrückte Opfer, nicht als Protagonistinnen von Skandal und Anekdote für die Sittengeschichte ausgesperrt werden: Frauen in der Geschichte sollten in die "mainstream-history" integriert werden.
Die Debatte über Geschlechterrollenforschung ließ daher separate "Frauen-Geschichtsschreibung" und "Frauen-Literatur-Geschichtsschreibung" problematisch werden. Die Debatte über Geschlechterrollenforschung führte aber auch zu einem Bewußtsein für die historische Diffusität von Status und Distribution von Geschlechterrollen; sie führte zu einem

1 N.Z. Davis (1986), S. 127 und 126. Einfügung der Originaltermini, u.a. wegen eines offensichtlichen Übersetzungsfehlers, durch die Verf. nach: N.Z. Davis, 1976. "'Woman's History' in Transition - The European Case". In: Feminist Studies 3-4, Vol.3, Spring-Summer 1976, S. 83-103, hier S.90.



Bewußtsein für die unterschiedlichen historischen Extensionen dessen, was überhaupt in einer Kultur als geschlechtsspezifisch markiert und differenziert wird.
Der "kulturelle Konstruktionsapparat" *gender* verfertigt in der jüdisch-christlich-antiken abendländischen Tradition nämlich zwei völlig unterschiedlich konstruierte Geschlechts*identitäten*. Dies geschieht unter anderem dadurch, daß diese Geschlechtsidentitäten auf zwei strukturell völlig unterschiedlichen Extensionen von Geschlechts*natur* fundiert sind. Die beiden Varianten männlicher und weiblicher Geschlechtsnatur stehen in unterschiedlicher Relation zu einer *ratio*-bestimmten "menschlichen" Natur, die - obwohl genusfrei definiert - systematisch nur der Geschlechtsidentität des Mannes zugeschlagen wird: So wird der Anteil des Geschlechtswesens am Menschen, und umgekehrt die menschliche Dignität des Geschlechtswesens, derart konträr gebaut, daß einmal "der Mensch", zum andern "le sexe" als "das schöne Geschlecht" zu den epistemologischen Güteformen okzidentaler Anthropologie verfestigt werden.
Zwei Beispiele mögen die historische Stabilität dieser Denkfigur über *longue durée* markieren: Thomas von Aquin und Jean Jacques Rousseau. Einen definitorischen "Machtdiskurs" im Foucault'schen Sinn begründet die *Summa Theologica* des Thomas von Aquin für die Geschlechterkontrakte des europäischen Mittelalters bis hin zum neuen päpstlichen Katechismus unserer Jahre. In dieser Argumentationslinie ist der Mensch - *homo* - zu unterschiedlichen *opera vitae* bestimmt: dem Werk der Zeugung - *opus generatonis*, dem des häuslichen Lebens, des *opera* der *vita domestica* und dem noch edleren Werk des geistigen Erkennens: "*opus nobilius, quod est intelligere* ". Während der Mensch als Mann - *mas*, *vir* - geschaffen wurde, um allen diesen *opera* nachzugehen, wird das Weib - *femina, mulier* - nur geschaffen als Helferin des Mannes, und als Helferin nur bei einem einzigen Werk: dem der Zeugung.
Einzige Legitimation ihrer Erschaffung und Zweck ihres Daseins ist also ihre Geschlechtsnatur, die die Frau in Distanz setzt zu den anderen *opera homini*. Akzess zu diesen hat als Mensch der Mann. Während weibliche Geschlechts*natur* hier auf eine so große Extension hochgeschrieben wird, daß sie mit Geschlechts*identität* zusammenfällt - *sex* wird deckungsgleich extendiert zu *gender* -, ist männliche Geschlechtsidentität bestimmt durch die Kumulation einer wesentlich geringer extendierten Geschlechtsnatur mit menschlicher Natur, definiert durch *ratio*, durch "*intelligere*". Rousseau resümiert daher nur eine lange Diskurstradition, wenn er - jetzt als Verzeitlichung des Verhältnisses von Geschlechtsnatur und Geschlechtsidentität - im *Emile* wiederholt: "*la femelle est femelle toute sa vie*", den Mann dagegen bestimmt:" *Le mâle n'est mâle qu'en certains instants*": Geschlecht versus Mensch.
Der Geschlechterkontrakt der Relationierung der beiden unterschiedlichen Geschlechtsnaturen als unterschiedliche Geschlechteridentitäten lautet daher: komplementäre Asymmetrie. Freilich mit der aparten Vorgabe, daß die eine Seite dieser komplementären Asymmetrie zur bloßen Vorbedingung der anderen Seite herunterdefiniert und die Komplementarität selbst strikt hierarchisch - nicht etwa egalitär - gebaut wird.
Beschreibbar und überprüfbar werden jetzt die Grenzlinien, mit denen Gesellschaften "genderization" durchführen, also genus-spezifische von den vorgeblich genus-unspezifischen, genus-freien "allgemeinen" Bereichen der Universalien trennen. Was dann als "Schatten des Geschlechts" über der Vernunft/über der Geschichte/über dem Text sichtbar wird, ist ein

entscheidender Schritt über jene "consequences of gender" hinaus, als die die Historikerin Natalie Zemon Davis 1976 noch einfach "sex roles and ... sexual symbolism" bestimmt hatte.
Eine neue Schwelle in dieser Diskussion markiert 1990 Judith Butlers Buch "Gender trouble", das ein Jahr später unter dem Titel "Das Unbehagen der Geschlechter" deutsch erscheint. Ausgangspunkt ihrer geschlechterpolitischen und geschlechtsphilosophischen Denkstrategie ist nun gerade jene scheinbar so offensichtliche Trennung, die dem kulturellen Geschlecht - gender - einen scheinbar natürlichen Körper mit einem scheinbar ebenso naturgegebenen biologisch-anatomischen Geschlecht - sex - gegenüberstellt; eine Gegenüberstellung, die mit Simone de Beauvoirs Diktum "on ne naît pas femme, on le devient" wissenschaftsgeschichtlich für Generationen festgeschrieben war. Mit grundlegender Begriffskepsis unterläuft Butler zunächst die Leitbegriffe des Feminismus: "Frau" und "weiblich". Das kollektive Einheitssubjekt "Frau" ist nun längst verlorengegangen, da seine Bedeutung verworren, unfixiert, "verstört", "troubled" erscheint. Ihren Sinn erhalten diese Begriffe nur als Begriffe einer Relation von "Frau" versus "Mann". Genau dieser Schritt markiert den entscheidenden Übergang von "Women's Studies" zu "Gender Studies".
Diese relationale Analyse führt Butler zu einem tiefen Mißtrauen gegenüber den unbefragten Vorgaben von Körper und Natur, von Biologie und Anatomie. Wenn wir geläufig eine "kulturell intelligible" Geschlechtsidentität anerkennen und wenn es uns ebenso geläufig ist, sie als "diskursiv hergestellte" zu entziffern, dann bleibt uns verborgen, daß es gerade der ungeheuerliche Erfolg unserer Kultur ist, Natur und Körper, Biologie und Anatomie in einer absoluten Sicherheitszone geparkt zu haben. Die ist dann einfach da, tut vorgesellschaftlich und vordiskursiv und keiner weiteren Diskussion mehr zugänglich. Bücher wie Thomas Laqueurs "Making Sex" (Laqueur 1990) haben unseren Blick darauf gelenkt, daß Körper als Biologie und Anatomie viel stärker historisch und diskursiv verfertigt werden, als unsere substantialistischen Vor-Urteile über ihre Materialität uns dies vorstellen ließen, und Bücher wie "Gender Trouble" (Butler 1990) haben uns gezeigt, daß es ja genau diskursive Leistung unserer Kultur ist, die eine Welt als diskursiv verfertigte zugänglich zu machen und die andere Welt zur vordiskursiv gegebenen zu erklären. Und damit festzulegen, worüber diskutiert werden kann und worüber nicht: Mann bleibt Mann, Frau Frau.
Anders seit dem Paradigmenwechsel von subjektsicherer Differenztheorie zu Performanztheorien nach dem "Tod des Subjekts": Geschlecht wird nun prinzipiell nicht mehr als natürliches akzeptiert. Und damit auch nicht mehr die saubere Morphologie unserer zwangsheterosexuellen Gesellschaften, die nur eine Binarität, die Zweiteilung von männlich/weiblich denken kann.
Geschlechtsidentität wird jetzt vielmehr als vielfältige Interpretation, als beständiges Hervorbringen von Geschlecht gedacht: Performanz. Derart radikalisiert die Unterscheidung zwischen "sex" und "gender" die Absage an ein mimetisch gedachtes Verhältnis von Geschlechtsnatur und Geschlechtsidentität; sie trennt "gender difference" von den "Achsen der sexuellen Differenz"; sie läßt mehr als nur zwei binäre Geschlechtsidentitäten denkbar werden und macht - in Verfolgung einer Linie, die Luce Irigary vor über 20 Jahren vorschlug - neue Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit als "freischwebende Artefakte" sowohl "weiblich" als auch "männlich" genannten Körpern zurechenbar.



Radikalste, umstrittenste, aber derzeit auch produktivste Konsequenz dieses Denkens ist also der völlige Verzicht darauf, Geschlecht als Substanz zu definieren, und es stattdessen als schiere "Performanz" zu beschreiben, die von den Subjekten in Szene gesetzt wird. Begründbar wird diese neue, non-substantialistische und non-essentialistische Vorstellung performanzfundierter Biologie und Anatomie über die Annahme: "menschliche Sexualität gehört in den Bereich des Symbolischen und nicht in den des Biologischen", so z.B. Barbara Vinken (Vinken 1992).
Von hier aus wird also die Geschichte der Verfertigung des sexuellen Körpers, die Geschichte der Konstruktion von "sex", der Substanz von Geschlechtsnatur nun selbst lesbar als Ergebnis, als diskursiver Effekt dessen, was Judith Butler den "kulturellen Konstruktionapparat 'gender'" nennt.
So hat - von der Extension des Gegenstandsbereichs bis zum Subjektbegriff - die Einführung der Kategorie "Genus" in den letzten Jahren eine außerordentliche Steigerung an Komplexität gegenüber dem Paradigma "Frauenforschung" produziert, ohne daß die Verarbeitung der Komplexität mit dieser Expansion immer Schritt gehalten hätte. Konjunktur haben daher in der Forschungsliteratur Termini wie "Geschlechterbeziehungen", "Geschlechterverhältnisse", "Geschlechterordnung" oder eben "Gender trouble" - und allen gemeinsam die Annahme wechselseitiger Zusammenhänge, ohne daß dieser Bedarf nach einer "relationalen Analyse" derzeit zufriedenstellend operationalisierbar wäre. Hinreichend deutlich scheint derzeit jedoch, daß der Beschreibungsgewinn, der mit der Auflösung der substantialistischen Vorstellungen von Geschlechtsnatur einherging, nicht kostenfrei zu haben war. Der Beschreibungsgewinn hat zu einer solchen Faszination von "aufgelösten" Geschlechterperformanzen geführt, zu einer solchen Faszination von Maskeraden und Mimikries jenseits der Zwangsheterosexualität, zu einer solchen Faszination neuer Geschlechterpolitik, daß auch deren Grenzen schlagartig deutlich werden: der Verlust der persönlichen, subjektiven Handlungsfähigkeit, der mit der postmodernen Aufweichung und Verflüssigung der Rahmungen des Subjekts einhergeht. In dieses Vakuum stoßen - auf funktionaler Ebene gleich gereiht - die bunten Performanzen der Travestien ebenso wie die Bemühungen um eine neue normative Mikro-Ethik, nachdem das "Original" von Heterosexualität ebenso verloren erscheint wie das "Original" einer verbindlichen Makro-Ethik.
Und das Subjekt nach dem "Tod des Subjekts"? Das Subjekt nach dem Tod jenes transzendentalen, okzidentalen kollektiven Einheits-Machers, dessen Macherfiguren aus der Fiktion ungebremster Handlungsfähigkeit zu leben hatten? Gerade weil dieses neue Subjekt nicht mehr allmächtiger Autor seiner selbst ist - auctor universalis seiner eigenen Erschaffung - , sondern nur noch Ort der Schnittpunkte jener Diskurse und Performanzen, durch die hindurch dieses Subjekt sich nun konstituiert und beglaubigt, wächst sein Bedarf, Handlungsfähigkeit neu zu denken und neu handlungsfähig zu werden, ins Extrem.
Daß die Geschlechterfrage so zum Indexfaktor für Handlungsfähigkeit wird, daß Geschlechterverhältnisse damit als Geschlechterpolitik Politik werden, daß "Genus" somit zu einer eminenten, vielleicht zu der zentralen Kategorie von Politik wird, mag als späte und tröstliche Einlösung jener geschlechtsblinden "promesse de bonheur" lesbar werden, die einst deklamatorisch das Private zum Politischen erklärte.

Solange jedenfalls Ressourcenverbrauch zu Lasten kommender Generationen noch so unthematisiert ist, noch so undefiniert bleibt, daß er keinen Eingang findet in Kostenrechnungsmodelle von Mikro- und Makro-Ökonomie, solange ein Bruttosozialprodukt (BIP) noch immer über den unthematischen Ausschluß von unbezahlter weiblicher Arbeit mitdefiniert wird, solange Vereinbarkeit (von Gebärfähigkeit, Kinderbetreuung und Beziehungsarbeit mit dem Beruf) und Zeitverwendung (Beruf versus Hausarbeit und Beziehungsarbeit) noch als zum individuellen Privatraum gehörig definiert werden, solange jedenfalls erscheint mir die Einführung der Kategorie "Genus" und ihre epistemologische Positionierung im Wissenschaftssystem gegenüber anderen, etablierten Leitdifferenzen mit Hilfe der Disziplin "Gender Studies" als die wichtigste Voraussetzung, um die gesamtgesellschaftliche Ordnung von Definitionsmacht zu verändern.[2]

Literaturhinweise


Bußmann, Hadumod / Hof, Renate (Hg.), 1995. *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften.* Stuttgart.

Butler, Judith, 1990. *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity.* New York, London. (dt.: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt 1991)

Davis, Natalie Z., 1986. "Gesellschaft und Geschlechter. Vorschläge für eine neue Frauengeschichte". In: Dies., 1986. *Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit.* Berlin. S.117-132.

Hassauer, Friederike, 1986. "Die verRückte Rede der Sprachlosen". In: Hassauer, Friederike / Roos, Peter, 1986. *Die Frauen mit Flügeln, die Männer mit Blei? Notizen zu weiblicher Ästhetik, Alltag und männlichem Befinden.* Siegen. S. 148-160.

--, 1990. "Flache Feminismen". In: *Die Philosophin* 2, Oktober 1990, S. 51-57.

--, 1994. *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und Verteilung des Wissens.* Wien.

--, 1995. "Alma Matrix oder Vom akademischen Frauensterben. über die Abtreibung von Weiblichkeit aus der Wissenschaft". Erscheint in *Festschrift Kremnitz.* Wien.

Laqueur, Thomas, 1990. *Making Sex: Body and Gender from the Greeks to Freud.* Cambridge. (dt.: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt, New York)

Vinken, Barbara (Hg.), 1992. *Dekonstruktiver Feminismus - Literaturwissenschaft in Amerika.* Frankfurt.


2 Für redaktionelle Hilfe beim Erstellen des Textes danke ich Anke Gladischefski.
Zum Nachweis und zur Konkretisierung einzelner Argumentationen vgl. Hassauer 1986, 1990, 1994 und 1995. (Siehe Literaturhinweise)



## Zur Dialektik der feministischen Linguistik

Georg Kremnitz, Wien

1. Vorbemerkung: es geht mir nicht darum, in Frage zu stellen, daß Frauen in unseren Gesellschaften benachteiligt werden. Wo es der Quotendiskussionen bedarf, wo statistisch die Frauen 20 oder 30 % weniger verdienen als die Männer, und die Diskrepanz in Wirklichkeit noch größer ist, weil in den oberen Rängen der Gesellschaft Frauen immer seltener werden, kann man das nicht in Frage stellen. Die Grunderkenntnis der feministischen Linguistik lautet, als Konsequenz aus dieser Benachteiligung, daß Frauen und Männer in unterschiedlicher Weise sprachlich dargestellt werden und mit Sprache umgehen. Meine Überlegungen sollen auf dieser Grundlage aufbauen und letztlich zwei große Fragen wenigstens stellen:

1.1. Die erwähnte Ungleichheit von Männern und Frauen ist eine gesamtgesellschaftliche Resultante. Es ist nun die Frage zu stellen, ob sie sich einfach auf ihre einzelnen Elemente übertragen läßt, oder ob es nicht innerhalb dieser gesamtgesellschaftlichen Tendenz sehr unterschiedliche, teilweise auch widersprüchliche Teilkomponenten gibt, die sich auch im sprachlichen Verhalten niederschlagen (können).

1.2. Welche Möglichkeiten der Veränderung der Situation ergeben sich aus diesem Ansatz?

Um mich diesen beiden Fragen zu nähern, möchte ich zunächst einige wichtige Forschungslinien der feministischen Linguistik erwähnen und die Lösungsmöglichkeiten, die dort vorgeschlagen werden. Zunächst jedoch eine terminologische Vorbemerkung: es scheint mir unerläßlich, präzise zwischen biologischen Unterschieden, also solchen im Sexus, und sprachlichen, solchen im Genus, zu differenzieren. Die beiden Ebenen sollte man nicht verwechseln; die eine kennzeichnet alle Menschen, obwohl - wie wir wissen - auch hier Zwischenformen existieren, wogegen längst nicht alle Sprachen unterschiedliche Genera kennen (was sie allerdings nicht daran hindert, sexuelle Unterschiede zu bezeichnen, sie tun es nur auf andere Weise, nicht mit Mitteln der Grammatik, sondern gewöhnlich mit solchen des Wortschatzes). Die Unterscheidung ist vor allem im Hinblick auf die Frage nach der Veränderbarkeit von Situationen wichtig; bekanntlich lassen sich biologische Daten sehr viel weniger leicht (und trotz aller sogenannten Fortschritte der Genforschung sehr viel weniger steuerbar) beeinflussen als kulturelle. Allerdings dürfte die jüngere Geschichte auch den Optimismus im Hinblick auf die Veränderbarkeit (und besonders die Gerichtetheit der Veränderungen) von kulturellen Eigenschaften gedämpft haben (vgl. dazu etwa die Überlegungen bei Bayer, 1994).

2. Die Forschungslinien der bisherigen feministischen Linguistik. Die vor allem seit den siebziger Jahren aktiv gewordene feministische Linguistik hat sich mit zwei Komplexen besonders beschäftigt, nämlich der Frage von Bezeichnungen und der Analyse von Gesprächen, um dort Indizien für das unterschiedliche Verhalten und den unterschiedlichen Status von Frauen und Männern zu finden. Sie hat damit einen Bereich behandelt, der

stärker der internen Sprachwissenschaft zuzurechnen ist, und einen aus dem Bereich der Sprachverhaltensforschung, wo sich Anteile der Pragmatik, aber auch der Psycho- und Soziolinguistik feststellen lassen.

2.1. Zunächst das Problem der Bezeichnungen (das sich bis hin zur Frage von Asymmetrien der grammatischen Strukturen ausweiten läßt). In vielen Sprachen existieren von bestimmten Berufs- oder Funktionsbezeichnungen nur männliche Formen. Um das zu belegen, brauche ich nicht weit zu gehen: ich habe vor kurzem erst die ersten Diplomarbeiten auf den Tisch bekommen, wo der Grad der *Magistra* angestrebt wird, den es bislang in Österreich nicht gab. Noch vor wenigen Jahren hatten wir in einer Kommission eine heftige Diskussion mit Kampfabstimmung darüber, ob die Stelle eines/r o. Univ. Professor/in ausgeschrieben werden sollte oder ausschließlich die eines Professors. Ähnliche Erscheinungen zeigen sich mit gewissen Unterschieden in nahezu allen europäischen Sprachen, auch im Englischen, das allerdings aufgrund seines starken Abbaus der morphologischen Endungen in einer relativ günstigen Situation ist. Der Grund dafür läßt sich relativ einfach angeben: die noch stärkere Zurückdrängung der Frauen aus vielen Funktionen in der Vergangenheit ließ gar keinen Bedarf nach solchen Bezeichnungen aufkommen; sie waren im wahrsten Sinne des Wortes undenkbar, da die entsprechenden Tätigkeiten nicht von Frauen ausgeübt wurden (es gibt dasselbe auch umgekehrt; nur werden die dadurch betroffenen Berufe paradoxerweise gewöhnlich nicht besonders hoch bewertet, z. B. Hebamme oder bis vor kurzem Krankenschwester). Das Problem begann erst sich zu stellen, als es die ersten weiblichen Ärzte, Apotheker oder auch Professoren gab. Dort, wo Berufe "in weibliche Hand übergegangen sind", sind längst auch die Bezeichnungen gefunden: niemand denkt heute mehr daran, daß Sekretär noch vor hundert Jahren ein ausschließlich männlicher Beruf war, die Erfindung der Sekretärin eine recht junge Erscheinung ist. Heute gibt es im deutschen Sprachraum fast nur noch in Österreich Sekretäre - von Ministern oder ähnlichen Würdenträgern, wohingegen eine Sekretärin gewöhnlich nicht gerade ganz oben auf der Gesellschaftsleiter steht, sei sie noch so unerläßlich für das Funktionieren eines Betriebes. Der Bedarf an weiblichen Bezeichnungen für höher bewertete Funktionen zeigt an, daß gesellschaftliche Funktionen in Bewegung geraten. Hier nun verbinden sich sprachliche und außersprachliche Elemente: Bezeichnungen geben immer auch gesellschaftliche Bewertungen wider, weshalb nun eben manche *Professorin* lieber ein *Professor* bleiben möchte und manche *Ministerin* ein *Minister*. Im allgemeinen haben sich in allen Ländern die Anhängerinnen der feministischen Linguistik des Problems angenommen, sie sind allerdings nicht immer zu den gleichen Resultaten gelangt: die einen suchten die weiblichen Träger als Frauen zu kennzeichnen, eben durch weibliche Bezeichnungsformen, andere wiederum meinten, solche abgeleiteten Formen würden wiederum die Abhängigkeit von den männlichen Formen erkennen lassen, man solle daher entweder die männlichen Bezeichnungen genusneutral uminterpretieren oder neue, neutrale Bezeichnungen schaffen (Beispiel: chairman/ chairwoman/ chairperson). Mittlerweile sind in vielen Staaten Empfehlungen veröffentlicht worden, welche die aus den siebziger Jahren stammenden Empfehlungen gegen sexistischen Sprachgebrauch aus den USA in modifizierter Form übernehmen. Die gefundenen Lösungen sind dabei unterschiedlich. Besonders weit ging mit solchen, vermutlich vor allem als Provokation gemeinten, Vorschlägen die deutsche Linguistin Luise Pusch, welche vorschlug, etwa das Wort *Professor* oder das Wort *Student* in folgender Weise zu



verwenden: das Professor/Student, die/der P/S, die Professoren/Studenten, die männnl./weiblichen P/S. Ich nehme an, daß es sich in der Tat vor allem um einen Denkanstoß handelte, weil ich nicht vermute, daß Frau Pusch ihren Vorschlag für gesellschaftlich durchsetzbar hielt. Und hier möchte ich nun mit einer etwas grundsätzlicheren Bemerkung einsetzen: nach allen unseren Erfahrungen sind Versuche der Sprachreglementierung kaum taugliche Mittel zur Situationsveränderung. Letzten Endes spiegelt unser Sprechen die Realität wider (wenn auch, das braucht nicht besonders betont zu werden, unter vielfacher Brechung), darin liegt seine wichtigste Funktion. Ein Sprechen, das die uns umgebende Wirklichkeit nicht intersubjektiv nachvollziehbar erfassen kann, wird als nicht adäquat ("verrückt") oder möglicherweise als künstlerisch wahrgenommen (für viele Sprachbenutzer ist heute der Abstand zwischen beiden Einschätzungen gering). Daher werden sprachliche Reglementierungen, welche von den Sprechern/-innen als nicht angemessen empfunden werden, entweder nicht angenommen oder die neuen positiv gedachten Bezeichnungen erhalten bald die alten weniger positiven Konnotierungen. Die Beispiele sind zahlreich und wohlbekannt: Putzfrau /Bedienerin/ Raumpflegerin/ Parkettkosmetikerin oder Lehrling/Azubi usw. In die gleiche Reihe gehören auch Bezeichnungen für ehemalige Kolonialvölker und sexuelle Minderheiten: Bezeichnungen, die sie aufwerten sollen, erhalten sehr rasch dieselben Konnotationen wie die Bezeichnungen, die sie ersetzen sollten, wenn ihnen nicht ein verändertes gesellschaftliches Bewußtsein entspricht. Sollen solche Sprachregelungen greifen, muß ihnen eine Veränderung der gesellschaftlichen Praxen parallel (oder besser noch voraus) gehen. Das gilt auch für den Fall, daß es zwar einen grundsätzlichen gesellschaftlichen Konsens in den Repräsentationen und Ideologemen gibt, dieser sich aber nicht notwendig auch in verändertem sprachlichem Handeln niederschlagen muß. Dafür ist die vor kurzem verkündete *loi Toubon* in Frankreich ein gutes Beispiel, welche (wieder einmal) v. a. den Gebrauch anglo-amerikanischer Fremdwörter verbietet. Dieses Gesetz hat eine Reihe von Vorläufern, welche erfolglos geblieben sind (deshalb wurde seine Verabschiedung ja erst notwendig), und es steht zu erwarten, daß es die Anglizismen ebenso wenig vertreiben wie diese, da es zwar sicher in Frankreich einen relativ breiten Konsens über die symbolische Bedeutung des Französischen gibt, dieser sich jedoch nicht notwendig auch in einem *veränderten Verhalten* niederschlägt. Natürlich kann die Staatsmacht in bestimmten Bereichen Verhaltensformen erzwingen, in vielen anderen jedoch nicht. In diesen existieren die untersagten Formen, letztlich außerhalb jeglicher gesellschaftlichen Kontrolle weiter. Feministische Sprachregelungen können daher m. E. nur dort eine bestimmte Aussicht auf Erfolg haben, wo das gesamtgesellschaftliche Bewußtsein entsprechend entwickelt ist oder im Begriff ist, sich zu verändern. Sonst laufen sie Gefahr, mit neuen Bezeichnungen eine altgebliebene Situation zuzuschütten oder gar zu zementieren, indem sie bewußte konservative Reaktionen erst hervorrufen. Aus einem latenten Konflikt kann dadurch ein akuter werden. Hinzu kommen der sprachliche Konservatismus der meisten Menschen, aber auch die sehr unterschiedliche Interessenlage der Betroffenen. So verblüffte mich vor Jahren eine Bekannte mit der Beobachtung, daß in einer Bank die jungen Frauen, die dort angestellt waren, sehr nachdrücklich auf die Anrede als "Fräulein" Wert legten; die Interpretation dieses Verhaltens dürfte nicht allzu schwer fallen. Ich denke auch nicht, daß es sich um einen Einzelfall handelt. Die Unterschiede zwischen den jeweiligen Situationen und Interessenlangen von Frauen, besonders in unseren hochdifferenzierten Gesellschaften, wird kaum berücksichtigt.

Das Problem wird im Hinblick auf voluntaristische Veränderungen in der Grammatik noch ungleich schwieriger, denn hier ist allenfalls noch Fachleuten deutlich (auch unter ihnen ist die These nicht unumstritten), daß die grammatischen Verhältnisse jeder Sprache bis zu einem gewissen Grade auch "geronnene Rede" sind, also frühere gesellschaftliche Zustände, wenn auch mit vielen Verzerrungen, abbilden. Nur in außergewöhnlichen gesellschaftlichen Situationen haben solche Eingriffe Aussicht auf Erfolg (und auch dann nur in einer langfristigen Perspektive).

Um diesen Punkt zusammenzufassen, möchte ich mich selbst zitieren:

> "Sprachregelungen können (ebenso wie Quotenregelungen) sozusagen die Linien von Auseinandersetzungen abstecken, zu Veränderungen führen werden sie nur, wenn sie schon weithin sozialer Praxis und gesellschaftlichem Konsens entsprechen, d. h. wenn sie zum großen Teil nicht eine Zielvorstellung, sondern existierende gesellschaftliche Praxis widerspiegeln. Denn nicht terminologische Regelungen, sondern soziale Praxis bestimmen auf längere Zeit die Veränderungen". (Kremnitz, 1989, 221/222)

2.2. Zum männlichen/weiblichen Sprachverhalten. Viele Untersuchungen haben das unterschiedliche Verhalten der Geschlechter im Gespräch untersucht und sind zu der Folgerung unterschiedlicher Gesprächsstrategien und unterschiedlicher Machtpositionen in Gesprächen gekommen. Dabei sind sehr unterschiedliche Aspekte des Redeverhaltens untersucht worden: Gesprächsanteile, Gesprächsarbeit, kooperatives vs. konkurrentielles Verhalten, eingebrachte und durchgeführte Themen, Unterbrechungen, Überlappungen, Füllwörter, Modalwörter, Abschwächungen usw. Relativ wenig ist übrigens, wenigstens nach meinem Wissen, über ein recht wichtiges Thema gearbeitet worden, nämlich das der Tabuthemen und Tabuworte. Dabei ergeben sich schnell eine ganze Reihe von Problemen: zum einen die Unterschiede in den Bewertungen, zum anderen die in den Resultaten, und nicht zuletzt die Frage der Untersuchungsbedingungen. So sind sich z. B. die Forscher/innen durchaus nicht einig darin, ob die Quantität oder die Qualität der Redebeiträge Macht signalisiert - die einen sagen, Frauen würden durch Klatschen gekennzeichnet, die anderen verweisen darauf (mit empirischen Zahlen), daß die Redeanteile der Männer viel größer sind. Sollen Frauen als männlich (und damit dominant) empfundenes Verhalten übernehmen und damit letztlich genau die Verhaltensweisen übernehmen, welche sie an den Männern kritisieren: fehlende Sensibilität usw. oder sollen sie weibliche Gegenmodelle propagieren? Wie sicher sind überhaupt die in der einschlägigen Literatur erzielten Resultate? Um das zu überprüfen, haben zwei meiner damaligen Studentinnen in Münster, Imke Grummer und Ina Pohlmann, eine aufwendige Staatsarbeit gemacht, in der sie in eigenen Aufnahmen sozusagen im Doppelblindversuch geschlechtlich homogene und heterogene Gruppen von Studenten in ihrem Redeverhalten miteinander verglichen haben. Ich zitiere aus der Schlußbetrachtung:

> "Zusammenfassend möchten wir noch einmal darauf hinweisen, daß es verschiedene Gründe für die Beobachtung geben kann, daß in unseren Gesprächen trotz anders lautender Thesen keine geschlechtsspezifischen Unterschiede im sprachlichen Verhalten von Männern und Frauen vorlagen [...]." (Grummer/Pohlmann, 384)



Woran liegt diese Unsicherheit der Ergebnisse? Dafür dürften die folgenden Gründe eine Rolle spielen: es handelt sich um menschliches Verhalten, das grundsätzlich nicht wiederholbar ist. Dabei ist die Variable Sexus nur eine unter vielen. Aus den von Grummer und Pohlmann aufgenommenen Gesprächen geht hervor, daß mindestens in inoffiziellen Gesprächen wie den damaligen und unter Studienkollegen, andere Variable eine mindestens ebenso wichtige Rolle spielten und das konkrete Verhalten erst die Resultante sehr unterschiedlicher und zum Teil widersprüchlicher Anteile war. Dabei wären besonders zu nennen die Konfiguration der Beteiligten, welche auf das Redeverhalten des/r einzelnen großen Einfluß haben kann und dann eben die Gesprächsart: Kaffeeklatsch. In den in der veröffentlichten Forschung untersuchten Gesprächen sind dagegen bestimmte andere Gesprächsformen weit überrepräsentiert, die offiziellen und halboffiziellen. Das geht vom Fernsehgespräch bis zur Seminarsitzung. Andere Gesprächsformen tauchen dagegen kaum auf; damit können jedoch in mehrfacher Hinsicht Verzerrungen entstehen. Einmal werden bestimmte Kommunikationsmodalitäten überbewertet oder gar verabsolutiert, zum zweiten kommen viele Personengruppen kaum ins Blickfeld der Forschung. Etwas überspitzt könnte man sagen, daß die feministische Forschung in hohem Maße sich selbst untersucht hat: gebildete Mittelschichtfrauen (und -männer). Damit jedoch sind die gesellschaftlichen Unterschiede eingeebnet worden. Weder haben die Frau Generaldirektor und ihre Hausangestellte die gleiche Situation noch die gleichen gesellschaftlichen Interessen, ganz zu schweigen von der gesellschaftlichen Praxis, noch entsprechen sich die Frauenrollen in verschiedenen europäischen Gesellschaften notwendig (auch hier läge in meinen Augen ein wichtiges Desiderat für die Forschung). Diese Unterschiede sind kaum je behandelt worden, wären meines Erachtens jedoch unerläßlich für ein besseres Verständnis gerade auch der Widersprüche (eine der wenigen Ausnahmen ist das ältere Büchlein von Claude Alzon, 1979). Jede etwas größere Gesellschaft ist komplex und in sich gegliedert, die Angehörigen der unterschiedlichen Gruppen haben verschiedene Praxen auf vielen Gebieten, sehr verschiedene Wertvorstellungen, die mindestens teilweise auch gegensätzlich sein können. Diese Unterschiede und Widersprüche sind jedoch zum Verständnis der eingangs erwähnten Resultante unerläßlich.

3. Zusammenfassung: die feministische Linguistik hat einen Bereich emanzipatorisch der Forschung eröffnet, der lange Zeit entweder übergangen oder gar noch von reaktionären Linguisten argumentativ gestützt wurde: die Blütenlese der linguistischen Äußerungen über die (in der Sicht ihrer Verfasser natürlich angeborene) Ungleichheit der Geschlechter und die Überlegenheit der Männer ist erheblich. Sie hat auch die psychologische Erkenntnis nachvollzogen, daß man nicht "als Frau geboren, sondern zur Frau gemacht" wird, d. h. daß der überwiegende Teil der sogenannten weiblichen Verhaltensweisen nicht irgendwie biologisch, sondern kulturell bedingt sind, d. h. im konkreten Fall: etwas mit der Verteilung der Macht in der jeweiligen Gesellschaft zu tun haben. Sie sind daher veränderbar, wenn man die gesellschaftlichen Praxen (und damit die Machtpositionen in den Gesellschaften) verändert. Vermutlich hat die feministische Linguistik nicht genügend auf die interne Differenzierung der gesellschaftlichen und verbalen Praxen der Frauen geachtet und in zu starkem Maße antithetisch *die Frauen* nur *den Männern* gegenübergestellt (und dabei oft relativ sorglos und ohne Überprüfung aus den Verhältnissen in einer Gesellschaft auf eine andere übertragen, das gilt besonders für die Übernahme von Befunden aus den USA); außerdem hat sie dem männlichen Verhalten

relativ wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Es geht jedoch um Interaktionen, und der Rückgriff auf die hegelsche Herr-Knecht-Dialektik mindestens in einer abgewandelten Form wäre unerläßlich. Darüber hinaus hat sie möglicherweise die Rolle des sprachlichen Verhaltens überbewertet: nach allem, was wir aus der Soziolinguistik wissen, ist es in viel höherem Maße eine abhängige als eine unabhängige, primäre Variable. Aus all diesen Gründen scheint mir der Ansatz, der heute als Geschlechterrollenforschung bezeichnet wird, nach einer Anwendung auf die Sprachwissenschaft zu rufen. Er könnte möglicherweise die relative Stagnation der feministischen Linguistik in den letzten Jahren überwinden helfen, ohne daß sie ihre berechtigten emanzipatorischen Ansätze aufgeben müßte.

## 4. Summarische Bibliographie:


Alzon, Claude, 1979. *La femme potiche et la femme bonniche*. Pouvoir bourgeois et pouvoir mâle. Paris: Maspéro.

Bayer, Klaus, 1994. *Evolution - Kultur - Sprache*. Eine Einführung. Bochum: Brockmeyer.

Bernard, Jeff/Klugsberger, Theresia/Withalm, Gloria (Hg.), 1989. *Semiotik der Geschlechter*. Stuttgart/Wien: Heinz/ÖGS.

Butler, Judith, 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt: Suhrkamp (amerik. Original 1990)

Großfurtner, Martina, 1994. *Sprechen über Sexualität*. Eine empirische Untersuchung [...], unveröffentl. Diplomarbeit Wien.

Grummer, Imke/Pohlmann, Ina, 1984. *Versuch einer Anwendung der von der Ecole de Montpellier aufgestellten Theorien zum sprachlichen Verhalten: Frauen und Männersprache?*, unveröffentlichte Staatsarbeit, Münster.

Kremnitz, Georg, 1989. "Gedanken zu einigen Vorschlägen für eine geschlechtsneutralere Sprache", in: Bernard/Klugberger/ Withalm, 1989, op. cit., 215-22.

Pusch, Luise F., 1984. *Das Deutsche als Männersprache*. Frankfurt: Suhrkamp.

Tannen, Deborah, 1991. *Du kannst mich einfach nicht verstehen*. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden. Hamburg: Kabel (amerik. Original 1990)

Trömel-Plötz, Senta, 1982. *Frauensprache: Sprache der Veränderung*. Frankfurt/Main: Fischer.

Trömel-Plötz, Senta (Hg.), 1984. *Gewalt durch Sprache*. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt/Main: Fischer.

Yaguello, Marina, 1979. *Les mots et les femmes*. Paris: Payot.


Wien, 3.III.1995



# Sprechen über Sexualität
# Eine kontrastive Untersuchung

Martina Großfurtner, Wien

Wie sprechen Frauen und Männer heute über Sexualität? "Heute", das bedeutet: im Zeitalter der "sexuellen Emanzipation", der Zeit nach der großen 68er Wende, der Zeit der Talkshows und Zeitungsartikel zum Thema, der Zeit des vorgeschriebenen Orgasmus. Für Frankreichs Frauen bedeuten diese letzten 30 Jahre die Möglichkeit, Geschlechtsverkehr zu haben, ohne eine ungewollte Schwangerschaft zu riskieren (seit 1967 ist Empfängnisverhütung straffrei und seit 1975 (1979) die Möglichkeit, bis zur 10. Schwangerschaftswoche eine Abtreibung vorzunehmen). Vorehelicher Geschlechtsverkehr ist nunmehr auch für Frauen normal geworden, zumeist haben auch sie in ihrem Leben nicht mehr nur den einen, ersten und letzten (Ehe-) Partner, denn Jugendliche, Burschen wie Mädchen, machen ihre ersten Erfahrungen immer früher. Im Zuge der Aids-Diskussion ist auch das Thema Homosexualität zur Sprache gekommen. Und die Ehe, früher zumindest für die Frauen der einzige Ort "guter" Sexualität, ist mittlerweile besonders unter jüngeren Leuten nur mehr eine Möglichkeit unter anderen, Sexualität und Partnerschaft zu leben. (Mossuz-Lauvau: 1991)

"Revolutionen" also rundherum. Kein Stein mehr auf dem anderen, die alte Doppelmoral eingetauscht gegen sexuelle Gleichberechtigung: Frauen haben nunmehr ebenso ihr Recht (und ihre Pflicht) auf Lust wie Männer. Sie haben ja auch sonst "ihren" Bereich, die drei Ks von Kindern, Kirche und Küche, verlassen und reklamieren (berufliche) Selbstverwirklichung, anstatt sich im Wohle von Mann und Kindern zu verwirklichen.

Lassen wir - vorerst - dahingestellt, ob die Gleichberechtigung im gesellschaftlichen und sexuellen Bereich tatsächlich erreicht ist, reden wir nicht von Doppelbelastung, unterschiedlicher Entlohnung oder davon, wer - immer noch - "jede ins Bett kriegt" bzw. "mit jedem ins Bett geht". Es mag hier ein(e) jede(r) seine/ihre Erfahrungen und Beobachtungen bemühen.

Die Studie (Großfurtner: 1994), deren Ergebnisse hier kurz vorgestellt werden sollen, hat ihr Augenmerk auf einen speziellen Bereich gerichtet: die Sprache der "sexuellen Emanzipation". Dabei wurde von folgenden Grundannahmen ausgegangen:

1) Wie (und ob überhaupt) etwas benannt, d.h. definiert wird, läßt nicht nur Rückschlüsse auf die Betrachtungsweise des "Wortschöpfers" zu, sondern beeinflußt seinerseits die Wahrnehmung der Sache.
2) Das Recht zu reden und zu benennen liegt beim Mächtigeren.
3) Sprache und Sprechen spiegeln gesellschaftliche Veränderungen wider.

ad 1) Was ist "Mann", was "Frau" in der bzw. durch die Sprache? Die feministische Linguistik (Yaguello: 1978) hat bei der Untersuchung von Wörterbüchern gravierende Unterschiede zwischen den Bezeichnungen für Männer und Frauen festgestellt: Der Mann erscheint als "der Mensch" schlechthin, die Frau als ein Sonderfall, dessen besonderes Kennzeichen die Sexualität ist. Nicht nur, daß Guiraud (1978) im Französischen über 600

Bezeichnungen für Prostituierte findet, prinzipiell scheint zu gelten, daß jedes Wort für "Frau" die Bedeutung "Prostituierte" annehmen, und umgekehrt, jedes Wort für "Prostituierte" auf alle Frauen angewendet werden kann (Yaguello 1978: 157). Die Rollen, die der Frau von der Sprache angeboten werden, finden sich (im Gegensatz zu jenen für den Mann) zu beiden Seiten der Trennlinie Sexualität: (asexuelle) Mutter oder Hure.

ad 2) Das Recht, das Wort zu ergreifen, ist nicht demokratisch und es ist nicht geschlechtslos. "Die Frau schweige in der Kirche", "ein Mann - ein Wort, eine Frau - ein Wörterbuch".... - zahllos sind die Versuche, die Frauen zum Schweigen zu bringen und ihr Reden auf bestimmte Lebensbereiche zu beschränken. - Offenbar mit Erfolg, denn wie moderne Untersuchungen zeigen, wird Männern in Gesprächen und Diskussionen immer noch mehr Redezeit zugestanden als Frauen. Sie sind es, die die Themen bestimmen, während die Frauen dafür sorgen, daß das Gespräch im Gang bleibt (Fishman: in Trömel-Plötz 1987: 127-142). Wer bestimmt, worüber gesprochen wird, bestimmt damit auch, was wichtig ist. Und um dieses "Notwendige" auszudrücken, schafft er/sie sich die passenden Wörter, sofern sie noch nicht vorhanden sind. Nicht nur für die Wesen "Mann" und "Frau" ist der Wortschatz groß, noch umfangreicher ist er zum Thema Sexualität. Das läßt auf die Bedeutung dieses von den traditionellen Wörterbüchern vielfach ausgeklammerten Bereiches schließen. Es muß angesichts dieses Wortreichtums und der Frage nach seinem Urheber darauf hingewiesen werden, daß früher gerade die Sexualität ein Thema war, über das zu reden den Frauen nicht zustand. Sie hatten "gewisse" Wörter nicht in den Mund zu nehmen, und auch Männer hielten sich in Anwesenheit von Damen zurück.

ad 3) Wenn, wie eingangs beschrieben, die Frauen in zahlreiche, traditionelle Männerdomänen eingedrungen sind und für sie nun auch sexuell vieles möglich ist, was früher Männern vorbehalten war, kann angenommen werden, daß diese Veränderungen Spuren in der Sprache und im Sprechverhalten hinterlassen haben. In diesem Fall wären ähnliche Prozesse zu erwarten, wie sie der Linguistik aus der Diglossie-Forschung bekannt sind: Zwei soziale Gruppen mit unterschiedlichen Sprachen oder Sprachvarietäten leben zusammen. Die eine ist im Besitz von gesellschaftlicher Macht, die andere möchte auch dorthin, aber die eigene Sprache stigmatisiert sie und versperrt den Weg zum sozialen Aufstieg. Also nehmen die Aufstrebenden die "dominante" Sprache (Varietät) an, geben vielleicht die eigene auf, verleugnen ihren Ursprung und damit ihre Identität, hassen im schlimmsten Fall diesen Teil ihres Selbst.

Die Frauen haben sich in diesem Jahrhundert - zumindest theoretisch - die sexuelle Gleichberechtigung erkämpft, sie wollten etwas erlangen, das Männer (im Leben wie in der Sprache) schon "hatten". Haben sie auch die "männliche" Sprache der Sexualität angenommen, und wenn ja, was bedeutet das für sie? Welche Wahrnehmung und Interpretationen bietet das Vokabular von der männlichen und weiblichen Sexualität? Ist es für Frauen und Männer gleicherma§en brauchbar, d.h. drückt es jeweils ihr Empfinden und ihre Sicht aus? Welche Sprache spricht die "sexuelle Gleichberechtigung" wirklich, die männliche oder die weibliche, vielleicht eine Mischform? Das festzustellen, hat sich die betreffende Studie zur Aufgabe gemacht.

Das Ausgangsmaterial für die Untersuchung lieferte eine im Jahr 1992 unter 218 StudentInnen der Stadt Toulouse durchgeführte Fragebogenaktion. Erforscht wurden also die



Sprechgewohnheiten einer sehr homogenen Gruppe, die insofern für die Fragestellung interessant ist, als sie als besonders fortschrittlich und emanzipiert gilt. Methodisch war der Fragebogen so angelegt, daß die StudentInnen zum Teil frei antworten konnten, zum Teil aus vorgegebenen Antworten auswählten. Vier große Bereiche sollten geklärt werden: Erstens, das metasprachliche Bewußtsein, d.h. wie glauben die StudentInnen über Sexualität zu sprechen, zweitens das Erzählen von obszönen Witzen und die Verwendung von vulgären Schimpfwörtern, drittens die tatsächlichen Sprechsituationen: wer spricht mit wem wie worüber, und viertens das verwendete Vokabular und die affektive Bewertung verschiedener Wörter. Dabei ist zu betonen, daß die Untersuchungsergebnisse zu diesen vier Punkten aufgrund der angewendeten Methode (Fragebogen) auf der Selbsteinschätzung der StudentInnen und nicht auf ihrem tatsächlichen und möglicherweise davon abweichenden Verhalten beruhen.

1. Das metasprachliche Bewußtsein

Beinahe alle StudentInnen hatten Vorstellungen davon, wie Frauen und Männer über Sexualität sprechen. Auffallend war, daß keinerlei Konsens über etwaige Unterschiede aus den Antworten herauszufiltern war. Manche glaubten, daß Männer mehr, andere, daß beide gleich viel, und wieder andere, daß Frauen mehr über Sexualität sprächen, sie glaubten, daß das Reden jeweils den einen leichter falle als den anderen, sich die einen besser als die anderen ausdrücken könnten, daß Sexualität für die einen bzw. anderen wichtiger oder aber für beide gleich wichtig sei usw. Die vielen gegensätzlichen Antworten deuten darauf hin, daß es für den Moment nichts allgemein Gültiges und Anerkanntes gibt, "Altes" und "Neues" bestehen nebeneinander. Bemerkenswerterweise spalteten die unterschiedlichen Standpunkte nicht Studentinnen und Studenten in zwei Lager, sondern fanden sich bei beiden gleichermaßen. Das spricht dafür, daß hier ein Veränderungsprozeß im Gange ist, an dem beide Geschlechter gleichermaßen partizipieren.

2. Witze und Schimpfwörter

Jede Gesellschaft findet Wege, die Aussprachehemmung, die auf dem Sexualtabu liegt, in ritualisierten und erlaubten Formen zu lösen. Der Witz erzählt etwas, das so dringend ist, daß es thematisiert werden muß, das aber gleichzeitig mit so widerstreitenden Emotionen beladen ist, daß die Botschaft versteckt und verschlüsselt werden muß. Marina Yaguello (1978: 34-35) weist auf den aggressiven, angstlösenden und solidaritätsfördernden Charakter obszöner Witze hin:

> ... les histoires obscènes (sont) à la fois l'expression d'une angoisse et le moyen de soulager celle-ci ... L'humour obscène est une forme d'agressivité. ... La femme en est le plus souvent la cible et la victime. Le folklore sexuel qui comprend blagues, contes, récits, ballades et chansons paillardes, nous renvoie le plus souvent une image dégradée de la femme. C'est une des manifestations de la solidarité masculine. ...

Vieles spricht dafür, obszöne Witze tatsächlich für "typisch männlich" zu halten, und viele StudentInnen hatten das auch schon bei der Frage nach den Unterschieden zwischen männlichem und weiblichem Sprechen betont. Von den befragten Studenten fanden beinahe 90% Gefallen an den "blagues cochonnes", und obwohl die Zielscheibe solcher Witze meist die

Frau ist, behaupteten auch 61 von 100 Studentinnen, daß sie (unter gewissen Bedingungen) gerne obszöne Witze hörten.

Was ist, wenn es nun nicht nur darum geht, an der Tabuverletzung "mitzunaschen", also zuzuhören, bzw. darum, kein/e SpielverderberIn zu sein und mitzulachen, was ist, wenn es darum geht, selber Witze zu erzählen? Der Witz braucht ein Opfer, einen Außenstehenden, auf den sich die Aggression entladen kann, so wird das Gruppengefühl der Anwesenden gestärkt. Noch immer sind aber Aggressionen bei Frauen nicht gerne gesehen. Vergegenwärtigen wir uns überdies die typische Situation, in der Witze erzählt werden: jemand beginnt und schon bald ist in der Gruppe ein Wettkampf um die Lacher entbrannt. Wettkampf, - warum eigentlich? Es geht hier auch um Prestige und Macht, darum, im Mittelpunkt zu stehen und zu reden, Zuhören und bestimmte Reaktionen wie das Lachen einzufordern. Wenn die Gesprächspartner, in diesem Fall die Zuhörer, ihren Kommunikationsbeitrag (das Lachen als Bestätigung) nicht liefern, wird das tatsächlich nicht nur als neutrales "es war eben nicht lustig" empfunden, sondern ganz eindeutig als Infragestellung der Position des Erzählenden. Im übrigen wird, wie Rose Laub-Coser (In: Kotthoff 1988: 95-122) feststellte, im allgemeinen in der Statushierarchie von oben nach unten gescherzt, der Chef erzählt dem Arbeiter jovial einen Witz, nicht umgekehrt. Daß Frauen und Männer in der Kommunikation traditionell verschiedene Aufgaben übernehmen und das Recht zu reden immer noch bei den Männern liegt, hat die feministische Forschung vielfach festgestellt (Trömel-Plötz 1987).

Es spricht für eine Frau also tatsächlich vieles dagegen, in einer Gruppe einen "unanständigen" Witz zu erzählen: Sie muß die übliche Rollenverteilung von Zuhören und Sprechen durchbrechen, die "männliche" Sprecherrolle an sich reißen und mit den anderen in ein konkurrenzielles Verhältnis treten, sie muß Aggression zeigen, - sowohl im Redeverhalten als auch durch die im Witz enthaltene Aggression. Diese Aggression ist oft gegen sie selbst als Frau gerichtet, und - will sie sich nicht selber verletzen und erniedrigen - muß sie die Aggression gegen jemand anderen richten, und das ist bei Frauen immer noch nicht gern gesehen. Diese dissuasiven Faktoren sind so massiv, daß, wie Holly Stocking und Dolf Zillmann (in Kotthoff 1988: 210-231) feststellten, Frauen sich am meisten über selbsterniedrigende Späße von Frauen amüsieren, schon weniger über Selbsterniedrigung von Männern und am wenigsten über Humor, der nicht gegen die eigene Person, sondern gegen andere (insbesondere gegen Männer) gerichtet ist. Bei den Männern beobachteten sie ein genau spiegelverkehrtes Verhalten, diese lachen am wenigsten über autoaggressiven Humor und am meisten darüber, wenn Frauen die Zielscheibe von Männern sind.

Die Antworten der Toulouser StudentInnen fügen sich in dieses Bild: 46% der befragten Frauen, aber nur 18% der Männer gaben an, nie obszöne Witze zu erzählen, von den anderen StudentInnen erzählen die Männer deutlich öfter Witze. Für die Frauen sind oft die Umstände dafür ausschlaggebend, ob sie das Wort ergreifen oder nicht: manche Studentinnen beschrieben ganz genau, welche bzw. wie viele Personen anwesend sein dürfen, wenn sie einen Witz erzählen, und wie die Beziehungen zu ihnen sein müssen. Ähnliche Faktoren waren für die Studentinnen (neben inhaltlichen) auch schon dafür wesentlich, ob sie Gefallen an den von anderen erzählten Witzen fanden. Ein Phänomen, daß sich ausschließlich bei Studenten fand, war der Wunsch, Zuhörer durch einen "unanständigen" Witz zu provozieren, sie wollten schockieren, hänseln und die anderen "austesten".



Witze sind zwar eine Form, sexuelle Inhalte auszudrücken, sie benutzen häufig aber nicht eigentlich sexuelles Vokabular, sondern spielen mit Assoziationen und Euphemismen. Bei vielen Schimpfwörtern, Flüchen, aber auch bei einigen positiven Argotausdrücken ist es genau umgekehrt: hier wird sexuelles Vokabular in nicht-sexuellem Kontext (zur Bezeichnung nicht-sexueller Inhalte) verwendet: *"mal-baisée, je me suis fait baiser, je bande pour..., s'en branler, t'es con, déconner, connerie, pauvre couillon, tu l'as dans le cul, tu t'es fait enculer, je m'en fous, c'est foutu, merde, emmerder, putain, salope, couilles molles, va te faire trancher/enculer/mettre/foutre, sale branleur, casse-bonbons, tu me tapes sur les couilles...."* , um nur einige französische Beispiele dafür zu nennen. Solche Schimpfwörter werden von fast allen Toulouser Studentinnen und Studenten benutzt, häufiger allerdings von den Studenten. Die Studentinnen reagieren auch nicht so positiv bzw. neutral darauf. Das Faktum, daß Sexuelles hervorragend dazu geeignet scheint, andere zu beleidigen und zu beschimpfen, verdient Beachtung, auch im Hinblick darauf, ob diese Wörter (ursprünglich) Männliches oder Weibliches bezeichnen. Nora Galli de' Paratesi (in Aebischer/Forel 1983: 65-77) stellte für das Italienische fest, daß Bezeichnungen für die Geschlechtsorgane meist mit Minderem assoziiert werden. Die Vorstellung von Kopulation als einer Sache von Sieg (der aktive Teil) und Niederlage (der passive Teil) werde sprachlich auf nahezu alle Lebensbereiche, wo eine Konfrontation stattfinde, übertragen (Sport, Spiel, berufliche Konkurrenz, physischer Kampf, jemanden hereinlegen...). Auch viele Bezeichnungen für "kümmert mich nicht, ist mir egal" gingen darauf zurück. Wenn nun die Frauen - und sie tun es mehr und mehr - diese Ausdrücke verwenden, bedeutet das nach Galli de' Paratesi auch, daß sie die entsprechende Sicht des Geschlechtsaktes übernehmen:

> ... ce que signifie l'appropriation par la femme de cet arsenal verbal: on a l'impression qu'il s'agit d'une identification avec l'agresseur, ce qui est un phénomène bien connu du mimétisme du persécuté avec son persécuteur. Une femme que *fotte* les autres, qui *se ne fotte*, ce qui est une aberration physiologique, emploie non seulement des expressions sémantiquement inappropriées, mais indique également qu'elle a fait sienne l'idéologie de l'acte sexuel conçu comme agression, où le rôle actif (qui est sous-entendu par *fottere*) est considéré comme une victoire et le rôle passif comme une défaite humiliante. (Galli de' Paratesi in Aebischer/Forel 1983: 71)

Und diese Mechanismen wirken auch (oder gerade dann), wenn Schimpfwörter, die einst als schwere Beleidigung empfunden wurden, heute in die Alltagssprache eingegangen sind und besonders unter Jugendlichen dermaßen inflationär verwendet werden, daß sie ihren ursprünglichen Charakter und ihre ursprüngliche Bedeutung beinahe eingebüßt haben.

3. Wer spricht mit wem worüber?

Hier wurden die StudentInnen gefragt, ob sie über bestimmte Themen (contraception, expériences sexuelles, la façon de vivre l'acte sexuel, désirs, avortement) schon gesprochen hätten, und wenn ja, mit wem. Sie wurden gefragt, ob es für sie schwierig sei, über bestimmte Themen zu sprechen, mit wem sie am liebsten bzw. leichtesten darüber redeten, ob und worüber sie persönlich gerne noch mehr sprechen würden usw. Eines sei vorausgeschickt: Frauen wie Männer sprechen - zumindest ihren eigenen Angaben zufolge - ohne größere

Hemmungen über alle Themen. Ob dies nur Wunschbild oder tatsächlich Realität ist, kann hier nicht überprüft werden. Ein deutlicher Unterschied zwischen Frauen und Männern kristallisierte sich allerdings heraus: er betrifft die Art und Weise des Redens, den Zweck der Gespräche und vor allem die Ansprechperson:

Es scheint, daß sich für die Frauen alles um den Partner dreht, er hat die absolute Vorrangstellung inne. Kraß ausgedrückt ist er Sinn und Zweck und Möglichkeit des Sprechens zugleich. Warum überhaupt über Sexualität sprechen? - Für die Toulouser Studentinnen ist es klar: es geht vor allem darum, mit dem Partner zu einem besseren sexuellen Verständnis zu kommen und eventuelle Probleme aus dem Weg zu räumen. Wenn einige das Bedürfnis haben, noch mehr über Sexualität zu sprechen, so würden sie es zumeist gern mit dem Partner tun, ihm ihre Wünsche und Sehnsüchte mitteilen und so das gemeinsame Sexualleben verbessern. Es fällt den Studentinnen am leichtesten, und sie sprechen auch am liebsten mit ihrem Partner über ihre Erfahrungen, ihr Erleben und Empfinden, ihre Wünsche und Probleme. Und tatsächlich sprechen sie mit ihm auch mehr als mit allen anderen Personen darüber. Diese Sonderstellung wird nur bei den alten "Frauenthemen" Empfängnisverhütung und Schwangerschaft(sabbruch) in Frage gestellt: Darüber sprechen sie erstens deutlich mehr als die Männer und verstärkt auch mit den Freundinnen und den Eltern. Auffallend ist, daß auch der Wortschatz der Frauen, d.h. die Mittel des Sprechens, stark an die Person des Partners geknüpft sind. Sie verwenden im Gespräch mit ihm einerseits mehr Wörter als mit irgendeiner anderen Person und andererseits Wörter, die sie sonst mit niemandem benutzen.

Die Studenten sind in ihrem Sprechen weit weniger auf eine Person fixiert. Ob sie lieber mit dem Freund, einer Freundesgruppe oder ihrer Partnerin reden, hängt vom Thema und vom Zweck des Gespräches ab. Nach ihren Angaben fällt es ihnen genauso leicht, mit dem Freund oder mit der Partnerin zu sprechen. Tatsächlich reden sie generell mehr mit dem Freund, mit ihm besprechen sie zum Beispiel ihre Erfahrungen und Wünsche noch häufiger als mit der Freundin. Diese ist gefragt, wenn es um Empfängnisverhütung und das Verhalten im Falle einer Schwangerschaft geht. Während die Studentinnen eher artikulieren, wie sie den Geschlechtsakt erleben, reden die Studenten mehr über ihre Sehnsüchte, und zwar mit dem Freund ebenso wie mit der Partnerin. Ganz analog dazu, daß die Männer je nach Thema verschiedene Gesprächspartner bevorzugen, gibt es für sie auch nicht einen ähnlich wie bei den Frauen dominierenden Sinn und Zweck von Gesprächen über Sexualität. Zwar halten auch sie sie für das Partnerverständnis für notwendig, daneben aber geht es ihnen auch ganz einfach darum, ein Tabu zu brechen und ihren eigenen Horizont zu erweitern. Von den Studenten, die noch mehr über Sexualität sprechen wollten, würden einige das gern mit der Partnerin tun, noch mehr aber mit einem Freund.

Was passiert in den Männergesprächen, das in der Kommunikation der Paare nicht passiert, und für das es offenbar auch auf Frauenseite kein Äquivalent gibt? (Interessanterweise glaubten relativ viele Studenten, daß Frauen - ebenso wie sie selbst - vor allem untereinander über Sexualität sprächen.) Ist dort der Geburtsort einer männergeschaffenen Welt, einer Welt, in der der weibliche Blick- und Standpunkt ausgeschaltet wird, wo die Frau zumindest für den Augenblick des Gesprächs an eine den Männern genehme Stelle plaziert wird? Benützbar, verfügbar, definierbar? Und wird diese Machtposition in der männlichen Gemeinschaft immer wieder bestätigt und erneuert? Das klingt sehr polemisch und kann sicher aus den bisherigen



Untersuchungsergebnissen alleine nicht abgelesen werden. Werfen wir einen Blick auf den Wortschatz:

4. Das Vokabular

Im Fragebogen sollten die StudentInnen alle ihnen bekannten Ausdrücke für die männlichen und weiblichen Geschlechtsorgane, den Busen und den Geschlechtsakt nennen. Dabei führten die Frauen im Durchschnitt jeweils 5-8 Vokabel an, die Männer 6-12. Insgesamt fanden die StudentInnen 156 Ausdrücke für den Busen, 286 für die weiblichen und 295 für die männlichen Geschlechtsorgane, 317 für den Geschlechtsverkehr. Die StudentInnen sollten weiters angeben, mit welchen von zwölf vorgegebenen Gesprächspartnern sie das jeweilige Vokabel verwenden würden. Dabei stellte sich heraus, daß eine Frau im Durchschnitt zwischen 21% und 30% der von ihr angeführten Wörter nicht in den Mund nehmen würde, bei den Männern liegt dieser Wert zwischen 12% und 15%. Das bedeutet, daß die Studentinnen nicht nur weniger Wörter kennen als die Studenten, sondern von diesen auch noch prozentuell weniger verwenden.

Welches waren die Vokabel, die passiv blieben? Erwartungsgemäß waren die Unterschiede zwischen Männern und Frauen bei der Verwendung medizinisch-neutraler Termini und bei Ausdrücken aus der Kindersprache wenig ausgeprägt. Aber bereits bei weithin bekannten Vokabeln traten signifikante Unterschiede auf: Etwa bei *bite, phallus, burnes, queue, pine, couilles, verge, bourses...* für die männlichen Geschlechtsorgane, bei *chatte, con, moule, trou...* für die weiblichen Geschlechtsorgane, bei *nénés, mamelons, nichons, lolos, tetons, roberts, nibards, mamelles...* für den Busen und bei *s'envoyer en l'air, sauter, baiser, tirer, niquer...* für den Geschlechtsverkehr. überall hier wurde der meist schon durch die Anzahl der Nennungen bestehende Unterschied zwischen Studentinnen und Studenten noch durch eine Diskrepanz beim tatsächlichen Verwenden verstärkt. Ein weiterer Fragenkomplex der Studie beleuchtet die Hintergründe dafür: Die StudentInnen sollten 54 vorgegebene Ausdrücke innerhalb einer Wertungsreihe von "vulgaire/obscène - méprisant - neutre - drôle - érotique - affectueux - j'ignore ce mot" einordnen, wobei Mehrfachkategorisierungen möglich waren. Die männlichen Studenten vergaben häufiger positive als negative Berwertungen (im Durchschnitt 29,5 Mal "drôle", "érotique" oder "affectueux"), sie empfanden mehr Wörter als neutral und beurteilten mehrmals Ausdrücke ambivalent, nämlich als sowohl "vulgaire/obscène" wie auch "érotique". Bei den Studentinnen hatten im Gegensatz dazu die negativen Attribute das Übergewicht.

Um auch weniger häufige Ausdrücke interpretieren zu können, wurden die Wörter, die die StudentInnen genannt hatten, inhaltlich zu Gruppen zusammengefaßt. Dabei ergaben sich für die männlichen Geschlechtsorgane u.a.: Maschinen/Werkzeuge/Technik *(appareil, arroseur, mécanique, piston, tuyau, engin, robinet...)*, potentielle Waffen *(barre, baguette, canon, lance, lime, matraque...)*, das Monumentale/Mächtige *(colonne, colosse, monstre, patron, sceptre...)*, Tiere *(bête feroce, boa, mamba, oiseau, lapin...)*, Pflanzen *(brins, cactus, tige, tronc...)*, Früchte/Süßes usw. *(banane, biscuit, bonbons, boudin, mouilles, saucisse...)*, Eigennamen *(Albert, Arthur, Willy...)* und das Wertvolle *(bijoux, écrin, fierté, fortune personelle, objets de famille...)*. Für die weiblichen Geschlechtsorgane: die Wunde *(blessure, fendu, césure)*, die Behältnisfunktion für den Penis *(aspirateur, boîte à foutre/à cigare/à gland, cadre à bite, sac à*

*sperme, suce-bite...)*, Tiere *(chat, chatte, huitre, moule, grenouille...)*, Früchte/Süßes usw. *(abricot, figue, mille-feuilles, oignon, fraise...)*, das Wertvolle *(portefeuilles, trésor, petit capital...)*, die Flüssigkeit *(deversoir, fontaine, laveuse...)*, das Intime/Private *(discrets, intimité, secret adorable...)*, Vermeidungswörter *(bas, entre-cuisses...)*, die gute/ambivalente/gefährliche Natur *(jardin d'Adam, nid, paradis, forêt noir, fleur carnivore, Vésuve...)* und die Gefahr *(mange-quequette, Oeil ciclopéen, piège à Sida...)*. Für den Busen fanden sich: Früchte *(ananas, melons, prunes...)*, die Milchfunktion *(boîtes à lait, cornes d'abondance...)*, die Natur *(bolets, collines, dunes...)*, das Mächtige/Bedrohliche *(enfer, fusées...)*, die Beschreibung von Konsistenz und taktilem Empfinden *(caresses, coussins, nounours...)*, die Beschreibung der Form *(balcon, tumuli, devanture...)* und zahlreiche lautmalende Wörter *(rololos, roploplos, ploplos, gougouttes, bzouzes...)*. Für den Koitus führten die StudentInnen u.a. an: Liebe, Zärtlichkeit *(acte d'amour, douceur, calin...)*, Spiel *(batifoler, jouer au tennis/au docteur...)*, den aktiven/aggressiven Penis *(bonner le cul, la bourrer, embrocher, tringler...)*, die passive Seite *(se faire foutre/mettre/trancher...)*, das Verbindende/Einende *(réunion, rapprochement...)*, die Fortpflanzung *(faire un bébé, procréer...)* und das Vergnügen/Lust *(prendre son pied, 7e ciel, extase...)*.

Es seien hier nur die allermarkantesten Verteilungsunterschiede genannt: Die Studenten benennen die männlichen Geschlechtsorgane ungleich häufiger unter den Gesichtspunkten Werkzeug/Maschine, Monumentales/Mächtiges und besonders dem der Waffen. Für die weiblichen Geschlechtsorgane liegt die Diskrepanz vor allem im Bereich der Behältnisfunktion und für den Geschlechtsakt finden wir bei den Männern gleich 136 Mal die Kategorie aggressiver/benutzender Penis, bei den Frauen nur 34 Mal, und davon wird die Hälfte nicht aktiv verwendet, dagegen betonen die Frauen hier deutlich stärker den Aspekt der Zärtlichkeit und Liebe.

Die Analyse des Vokabulars macht klar, warum der (besonders der aktive) Wortschatz der Studentinnen geringer ist als der der Studenten. Die Frauen empfinden ihn als negativer, und er spiegelt zum Teil eine ausschließlich männliche Sichtweise wider, in der die Frau als Gebrauchsgegenstand fungiert. Die männliche Sichtweise wird auch an der unterschiedlichen anatomischen Genauigkeit der Bezeichungen für die weiblichen bzw. männlichen Sexualorgane deutlich: Während bei den männlichen meist klar ist, ob es sich um Penis oder Hoden handelt, sind die weiblichen meist nur grosso modo gemeint. Das ist, so Marina Yaguello (1979: 159) folgenschwer:

> Or, si les mots qui désignent le sexe de la femme sont très nombreux, ils sont très peu différenciés. Le con est un terme générique qui recouvre tout l'appareil génital féminin, sans distinctions ni nuances. ... La femme se réduit pour l'homme à un produit à consommer. L'importance de ce produit se signale par la multiplicité de ses appellations. Le sexe de la femme n'est que le lieu de la consommation de ce plaisir. ... Sa spécificité, sa diversité, est niée. Du même coup c'est la sexualité féminine qui est niée.

Ist das Interesse für die Details nicht da, besteht auch keine Notwendigkeit, dafür Wörter zu (er)finden. Es braucht keine Differenzierung, denn das Ganze genügt (den Männern) zur "Ausübung" der Lust. Der Wortschatz zeugt aber nicht nur von (männlichem) Desinteresse



und Unwissenheit, er hindert auch daran, weibliche Sexualität (außerhalb der gynäkologisch-medizinischen Welt) kennenzulernen:

> ... dans cette langue façonnée par l'homme et à son image, {les femmes} n'ont, à coup sûr, pas tous les mots pour dire des sensations qu'ignore l'autre sexe. ... les femmes savent tout des hommes au travers de la langue par essence masculine et porteuse de leur vécu. Les femmes savent tout des femmes par leurs sens. Les hommes ne savent rien des femmes, car la langue ne le leur dit pas. (Philippe Brenot in Durandeau/Vasseur-Fauconnet 1990: 102)

Ist die Lage wirklich so drastisch? Tatsache ist, daß die Studentinnen das "männliche" Vokabular zumeist kennen (passiver Wortschatz), Tatsache ist weiters, daß diese Untersuchung kein spezifisch weibliches Vokabular zutage brachte, das einen inhaltlichen Kontrapunkt bzw. eine Ergänzung dargestellt hätte und um das die Studenten ihrerseits (passiv) Bescheid wüßten. Es hatten laut Umfrage die Studentinnen auch häufiger das Gefühl, mit den vorhandenen Vokabeln nichts anfangen zu können: die Wörter seien zu "steril" oder aber zu "obszön", besonders um Gefühle oder Lust auszudrücken, seien sie unzureichend. Was in dieser Situation logisch wäre, nämlich sich eigene Wörter zu kreieren, machen die Frauen ihren eigenen Angaben zufolge aber seltener als die Männer. Das haben auch die von den StudentInnen angeführten Vokabel bestätigt: bei den Studenten finden sich mehr individuelle und sexualisierte Ausdrücke, d.h. Wörter, die ursprünglich nicht-Sexuelles bezeichnen als bei den Studentinnen.

## Schlußfolgerungen

Die Sprache der Sexualität scheint also tatsächlich immer noch eine männliche zu sein. Es wäre trotzdem übereilt, von den Untersuchungsergebnissen der hier vorgestellten Studie auf ein weibliches Defizit in der Kommunikationsfähigkeit zu schließen. Beide Geschlechter sind sehr wohl imstande, sich auszudrücken und verfügen über ein umfangreiches Vokabular. Wahrscheinlich läßt sich die weibliche Art, über Sexualität zu sprechen, nicht an einzelnen Worten festmachen, sondern muß im Situations- und Textzusammenhang gesehen werden. Was hingegen auffällt, ist, daß die Frauen durch den Mann - genauer: durch ihren Partner - zu Wort zu kommen scheinen, und das, wie bereits ausgeführt, in mehrfacher Hinsicht. Daß die Studenten aus einem so viel größeren Wortschatz schöpfen können, macht aus ihnen noch nicht die "fähigeren" Sprecher. Das Übermaß der Worte legt Zeugnis von der Wichtigkeit der Sache ab und Zeugnis von einem Willen, sich dieser Sache zu bemächtigen, sie an den richtigen Platz zu stellen. Als Schöpfer der Wörter postulieren sich die Männer gleichzeitig auch als Schöpfer der Welt: ihre Worte bestimmen, was und wie die Sache "ist". Wie wir gesehen haben, ist das Angebot, das diese Sprache den Frauen macht, für sie nicht sehr befriedigend.

Wir stellten eingangs die Frage nach Emanzipation und Diglossie. Frauen haben nicht mehr Scheu als Männer, über Sexualität zu sprechen. Sie kennen (wahrscheinlich) mehr "Männervokabel" als früher und verwenden sie bis zu einem gewissen Grad auch, besonders mit dem Partner. Sie verweigern einige Ausdrücke, die allzu offensichtlich gegen sie gerichtet sind. Sie verwenden genug andere, weniger offensichtliche, etwa in Schimpfwörtern. Alles deutet darauf hin, daß die Wörter in der Männerwelt (bzw. in der medizinischen Welt) fabriziert werden, die Studentinnen partizipieren daran durch den Kontakt mit ihrem Partner. Hier scheint

sich das Paar auf eine gemeinsame Teilmenge eines Vokabulars, über das nur Er zur Gänze verfügt, geeinigt zu haben. Die sexuelle Gleichberechtigung spricht die Wörter der Männer, zumindest einen Teil davon. Die Frauen haben - bisher - der männlichen Definition der Geschlechtlichkeit noch keine eigene entgegengesetzt. Es bleibt zu hoffen, daß uns in Zukunft neue Wörter, "ihre" Wörter, mit weiblichem Empfinden und weiblicher Welt bekanntmachen.

*Bibliographie:*


Brenot, Philippe, 1990. "Parler le sexe ou 'Comment le verbe s'est fait chair'". In: Durandeau, André/Vasseur-Fauconnet, Charlyne, *Sexualité, mythes et culture*. Paris, 101-108.

Fishman, Pamela, 1987. Macht und Ohnmacht in Paargesprächen. In: Trömel-Plötz, Senta, *Gewalt durch Sprache*. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt am Main: Fischer, 127-142.

Galli de' Paratesi, Nora, 1983. Les mots tabous et la femme. In: Aebischer, V./Forel, C., *Parlers masculins, parlers féminins?* Textes de base en psychologie. Paris, 65-77.

Großfurtner, Martina, 1994. *Sprechen über Sexualität*. Eine empirische Untersuchung unter den Studentinnen und Studenten der Stadt Toulouse aus dem Jahr 1992. Wien: Diplomarbeit.

Guiraud, Pierre, 1978. *Le langage de la sexualité*. Paris.

Laub-Coser, Rose, 1988. Humor von Frauen und Männern. Einige kleine Unterschiede. In: Kotthoff, Helga, *Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern*. Frankfurt am Main, 95-122.

Mossuz-Lavau, Janine, 1991. *Les lois de l'amour*. Les politiques de la sexualité en France (1950-1990). Paris: Editions Payot.

Stocking, Holly/Zillmann, Dolf, 1988. Humor von Frauen und Männern. Einige kleine Unterschiede. In: Kotthoff, Helga, *Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern*. Frankfurt am Main, 210-231.

Trömel-Plötz, Senta, 1987. *Gewalt durch Sprache*. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen. Frankfurt am Main: Fischer.

Yaguello, Marina, 1979. *Les mots et les femmes*. Paris.




## Warum studieren Frauen Romanistik - malgré tout?

Christine Bierbach, Irene Hilgemann, Birgit Wolter (Göttingen)

"Fremdsprachenstudium - Frauenstudium" - diese Feststellung erscheint trivial, da allzu evident; die Statistiken bestätigen dies ebenso wie die alltägliche Erfahrung, zumal im Fach Romanistik, dem wohl "weiblichsten" aller Studienfächer überhaupt. Das Fragezeichen, mit dem Sabine Börsch (1982) den Titel ihrer Hamburger Untersuchung versah, scheint sich zumindest heute zu erübrigen. Wir wollen es hier trotzdem noch einmal aufgreifen, im Zusammenhang einer ähnlich angelegten empirischen Studie, die die Frage nach den Motivationen und Hintergründen für die geschlechtstypische Fachwahl verbindet mit der weitergehenden, ob das Etikett "Frauenfach" auch in dem Sinne zutrifft, daß sich die weiblichen Erwartungen, Interessen und Ziele, die an dieses Fach geknüpft sind, auch im Studium verwirklichen.

Tatsächlich sollte die ausgeprägte weibliche Präferenz für das Studienfach Romanistik keinesfalls als selbstverständlich betrachtet werden - weder in historischer noch in gesellschaftspolitischer Perspektive. Zwar hat die Sprache Französisch in Deutschland (und anderen Ländern) eine lange Tradition im weiblichen Bildungskanon: die ersten Lehrbücher speziell für Mädchen lassen sich bis ins 16. Jh. zurückdatieren (Meurier, *La Guirlande des Jeunes Filles*, 1581) und entwickeln sich im 18./19. Jh. sogar zu einer eigenen "Gattung" - der "Grammaire pour dames", die - für diese Zeit ungewöhnlich, aber für die von der formalen Bildung in der Regel ausgeschlossenen Adressatinnen notwendig - eine Fremdsprachenlehre ohne Bezug auf Lateinischkenntnisse konzipiert, begleitet und ergänzt von unzähligen Konversationsmanualen und Anleitungen zum Briefeschreiben (en français, évidemment). Sprachkenntnisse wurden als Bestandteil und Vehikel "echt weiblichen" Betragens und vorbildlicher Lebensführung vermittelt, zwar nicht immer unumstritten, - es gab auch mitunter Kritik an der "Verwelschung der Frauenzimmer" (vgl. Schröder, *Annales*, Stichwort "Frauen", Kramer 1992, Kap.7) - aber letztlich doch unverzichtbares Kernstück im Erziehungskanon "höherer Töchter" bis Anfang unseres Jhs.. Französisch war also Frauen als Lehrstoff und Bildungsgut zugänglich, als sie noch von den höheren Weihen formaler (schulischer und universitärer, vor allem aber berufsorientierter) Bildung ausgeschlossen waren, bezeichnenderweise auch lange bevor Französisch zu einem offiziellen universitären Fach avancierte.[1] Andererseits war es eben nicht dieses Fach, dieser Lehrstoff, zu dem bildungsbewußte, sich emanzipierende Frauen Zugang forderten: die frühen Äußerungen - und auch die vereinzelten "Pioniertaten" -, die das Recht auf eine universitäre Ausbildung reklamierten, weisen in andere Richtungen: Medizin, Jura, Naturwissenschaften.[2]

---

[1] Romanistik - und Neue Philologien insges. - konstituierten sich ja bekanntlich erst im 19. Jhdt. als universitäre Disziplin; die meisten romanischen Seminare wurden Ende des Jhs. gegründet.

[2] Vor allem Medizin, z.B. - als früheste "Pionierin" Christiane Leporin, die 1754 an der Aufklärungsuniversität Halle promoviert wurde und die sich auch als Verfasserin einer Streitschrift - *Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studium abhalten* - bekannt machte; im 19. Jh. studierten einzelne Frauen als Männer verkleidet Jura, wie z.B. Concepción Arenal in Barcelona, und zahlreiche andere in der Schweiz Medizin, als ihnen dies in D. noch verwehrt wurde. Medizin war das Lieblingsfach der Studentinnen der Weimarer Republik: 1919 belegten dieses Fach 27% der weiblichen Immatrikulierten (vs. 25% der männlichen),

Als Frauen zu Beginn des 20.Jhs. endlich auch in Deutschland zum Studium zugelassen werden, streben sie neben den Geisteswissenschaften auch in diese Fächer, vor allem in die Medizin, wo ihr Anteil während der Weimarer Republik schnell - fast spektakulär - ansteigt (vgl. v. Soden 1979:40ff).[3] Diese positive Dynamik wird dann in der Nazizeit jäh unterbrochen (ein allgemeiner NC von 10% Frauenanteil an der Universität und spezielle Auflagen und Repressalien für studierwillige Frauen werden eingeführt) - und (nach dem notgedrungenen Anstieg in der Kriegs- und Nachkriegszeit) in der restaurativen Phase der 50er-Jahre wieder abgebremst (vgl. Hervé 1973, Mertens 1989, Metz-Göckel/Roloff/Schlüter 1989).

Vermutlich stellt also die extreme Feminisierung der Philologien, bzw. die einseitige Orientierung der Frauen auf einige wenige "weibliche" Fächer eine Entwicklung der Nachkriegszeit dar, verstärkt in der Expansionsphase der Universitäten in den 70er-Jahren, während der sich der starke weibliche Zuwachs in erster Linie auf die Geisteswissenschaften konzentrierte,- ein Trend, der im wesentlichen auch heute noch bestimmend ist (vgl. Kahle/Schäper 1992).

Die geschlechtsbezogene Asymmetrie der Universität insgesamt reproduziert sich aber auch auf anderer Ebene, innerhalb des "Frauenfachs" selbst: Bekanntlich steht der großen Zahl weiblicher Studierender im Fach Romanistik nach wie vor ein verschwindend geringer Anteil von Hochschullehrerinnen gegenüber (vor allem auf der Ebene der Professoren, aber bei den Qualifikationsstellen sieht es nicht erheblich besser aus); die Frauenpyramide verjüngt sich "nach oben" in der Universitätshierarchie dramatisch und ist nach wie vor an der Spitze von Schwindsucht bedroht (vgl. auch Hassauer 1993). Es lohnt sich also, diese Verhältnisse nicht als "naturgegeben" hinzunehmen, sondern nach ihren Bedingungszusammenhängen zu fragen.

Eben dies hat sich unsere Untersuchung an 2 Fallbeispielen (Göttingen und Kassel) vorgenommen und dazu im Rahmen einer dreisemestrigen Projekt-Lehrveranstaltung eine Befragung unter den Studierenden durchgeführt und ausgewertet. Die Befragung richtete sich sowohl auf die persönlichen Motivationen, die sozialisatorischen Hintergründe (Elternhaus, Schule), auf Erwartungen und Ziele als auch auf die Evaluation der aktuellen fachspezifischen Studienbedingungen. In diesem Aspekt knüpft sie also auch an die z.Zt. wieder heißer laufende Diskussion zur Qualität der Lehre, bzw. der Studienbedingungen an.[4] Für das Design der Untersuchung konnten wir uns an der Studie von Börsch/Krumm (1984) zu den Fächern Anglistik und Romanistik , bzw. spezieller Börsch (1983) orientieren, die erstmalig den Faktor Geschlecht in diesem Zusammenhang thematisiert und seiner Bedeutung in einer weiterführenden Studie (anhand von Gruppendiskussionen) nachgeht; auf die Hypothesen und Ergebnisse dieser Untersuchung werden wir an den betreffenden Stellen zurückkommen. Zwecks Reduzierung der

vgl. v. Soden 1979:20. Allerdings zählten die philologischen Lehramtsstudiengänge auch 1927 schon einen Frauenanteil von 40% (a.a.O.).

[3] Laut der hier angeführten Tabellen (nach *Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich*, Jg. 1920-1933) steigt der Frauenanteil im Fach Medizin von 979 im Jahr 1914 (=5,9%) auf knapp 5.000 (=20,2%) 1932, in Jura von 57 Frauen (=0,5%) auf 981 (=6%) und ihr Anteil an den Studierenden insgesamt von 4.057 (=6,6% auf 17.192 (=18,5%). (Leider gibt v. Soden keine Übersicht über Geisteswiss.); vgl. auch Bock/Braszeit/Schmerl 1983, Mertens 1989 u.a.

[4] "Qualität der Lehre" allein erscheint uns eine unzulässige Verkürzung des Problems, da diese sehr stark von institutionellen Bedingungen abhängt - wie auch der entsprechende Teil unserer Befragung zeigt.



ohnehin großen Datenfülle werden wir uns hier zunächst auf die Göttinger Untersuchung beschränken.[5]

**Zur Durchführung der Befragung:**

Vorauszuschicken ist, daß die Untersuchung ausschließlich von den Studierenden selbst, unter Leitung der Dozentin (C. Bierbach) durchgeführt worden ist. Ein mit den TeilnehmerInnen des 1. Projektseminars im Sommersemester 1992 entwickelter, 80 Punkte umfassender Fragebogen wurde Mitte des Semesters in einer Reihe ausgewählter sprachpraktischer Veranstaltungen (Französisch und Spanisch) verteilt und nach Möglichkeit in den Lehrveranstaltungen selbst ausgefüllt. Dies ergab eine recht gute Rücklaufquote (240 von ca. 320 ausgegebenen Fragebögen); davon konnten 227, bzw. 228 für den 2. Teil des Fragebogens ausgewertet werden.[6] Die Kurse wurden so ausgewählt, daß eine optimale Verteilung über die Studienphasen (Grundstudium: Hauptstudium) erreicht (Kriterium Studienerfahrung) und Überschneidungen möglichst vermieden würden.[7] Zusätzlich wurden die Universitätsstatistiken der letzten 10 Jahre hinsichtlich der Studienfachwahl, bzw. geschlechtsspezifischen Fächerpräferenzen (= die 3 am meisten und am wenigsten frequentierten Fachbereiche) und der Zusammensetzung/Geschlechtsdistribution in den 3 großen Philologien (Anglistik, Germanistik, Romanistik) ausgewertet. Dazu zunächst einige Beobachtungen.

**1. Geschlechtstypische Fachpräferenzen**

Die Wahl des Studienfach(bereich)s differiert ausgeprägt nach Geschlecht und bleibt für beide Geschlechter sehr konstant. Ein Blick in die Statistischen Semesterberichte der Universität Göttingen zwischen 1981 und 1992 zeigt, daß der "Fachbereich Nr.1" der Frauen unverändert der Historisch-Philologische FB (entspricht etwa der Geisteswissenschaftlichen Fakultät) geblieben ist, wo sie 60% der Studierenden stellen, während bei den Männern seit WS 1985/86 auf Platz 1 Jura von Wirtschaftswissenschaft abgelöst wurde (mit stark expansiver Tendenz von ca. +200 pro Jahr). Betrachtet man die Geschlechterpräferenzen anhand der ersten 3 Plätze für diesen Zeitraum, so ist zu konstatieren, daß bei den Männern lediglich ein Austausch zwischen den Fächern Wi-Wi, Jura und Medizin stattgefunden hat, die in wechselnder Anordnung konstant die ersten Plätze belegen, und daß die Frauen, abgesehen von der konsequenten Bevorzugung des Historisch-Philologischen Bereichs, sich in ihrer fachlichen Orientierung den Männern angenähert haben: Stand auf Platz 2 der am meisten belegten Fächer 1981/82 noch das "typische Frauenfach" Erziehungswissenschaft, so fiel dieses ein Jahr später auf Platz 3 zurück und ist seitdem ganz aus der Liste der bevorzugten Fächer verschwunden.[8] Stattdessen teilen sich

[5] Zu der parallelen Untersuchung in Kassel wurden inzwischen zwei Diplomarbeiten abgeschlossen (und zwar jeweils zum Studiengang Diplom-Romanistik); Autorinnen: Stephanie Beutter/Dörte Rienäcker zum Untersuchungsteil "Motivationen, Hintergründe", Susanne Fiedler/Anja Stange zur Evaluation der Studienbedingungen.

[6] Die Differenz ergibt sich durch das Umsortieren der Fragebögen für den 2.Teil der Auswertung: die Aufgliederung zunächst nach Haupt- und Nebenfachstudierenden und darin nach Abschlüssen erwies sich als zu umständlich, sodaß für den 2.Teil nur noch nach *Sprachen* (=1.Fach, bzw. erstgenannte romanische Sprache: Französisch oder Spanisch), *Studiengängen* (Abschlüssen), *Studienphase*, und natürlich *Geschlecht* differenziert wurde. Dadurch konnte ein für den 1. Teil versehentlich "aussortierter" männlicher Studierender (HS) noch einbezogen werden.

[7] Dieser Anspruch konnte nicht ganz eingelöst werden, da die sprachpraktischen Kurse doch im Grundstudium eine größere Rolle spielen (vor allem im Fach Spanisch?); daher sind die Studierenden im Grundstudium stärker repräsentiert, Relation ca. 2:1. (Dürfte aber auch annähernd den tatsächlichen Relationen entsprechen.)

[8] Bei den Männern rangiert die Erziehungswissenschaft im übrigen konstant als Schlußlicht der 3 am wenigsten belegten Fächer.

seitdem die Fächer Jura, Medizin und - seit 1988/89 - auch Wi-Wi die zweiten und dritten Plätze in der Präferenzskala der Frauen. Noch konstanter zeigen sich die Studentinnen in ihren fachlichen Abneigungen: die 3 letzten Plätze belegen - praktisch ohne Varianten - die Fächer Physik, Forstwirtschaft und Mathematik.[9]

Diese Präferenzen und Abneigungen entsprechen ziemlich genau den klassischen Rollenklischees - und tendenziell auch den Befunden unserer Untersuchung (s.u.). Frauen und Männer verhalten sich zwar in der Wahl ihres Studienfachs nicht durchweg komplementär (zum Boom der Wirtschaftswissenschaften z.B. tragen beide Geschlechter bei), bemerkenswert - und auch für unsere Studie maßgeblich - bleibt jedoch die ungebrochene Vorliebe der Frauen für die Philologien (und die Geisteswissenschaften generell), die umgekehrt auf der Präferenzliste der Männer überhaupt nicht vorkommen. Diese Befunde für die Universität Göttingen sind in keinster Weise überraschend, sondern bestätigen nur die allgemeinen Strukturen.[10] Dabei handelt es sich im übrigen auch nicht nur um ein "deutsches Phänomen", sondern entspricht wahrscheinlich (immer noch) "universalen" Traditionen, - wie z.B. ein Blick auf die entsprechenden statistischen Aussagen (mit gleicher Tendenz) für die ausländischen Studierenden in Göttingen bestätigt. Es scheint aber, als sei Deutschland in dieser Hinsicht - Studierverhalten, bzw. auch Barrieren, die nonkonform orientierten Frauen entgegengestellt werden - besonders konservativ; ein europäischer Vergleich der Studienstatistiken wäre hier sicher aufschlußreich.

Die ungleiche Geschlechterverteilung akzentuiert sich in den großen philologischen Fächern noch weiter: In der Germanistik stieg der Frauenanteil im betrachteten Zeitraum (1981-92) von 60 auf 66%, in der Anglistik blieb er relativ stabil zwischen 66 und 69% (mit vorübergehendem Anstieg zwischen 1986 und 89 auf bis zu 73,4%), in der Romanistik liegt er z.Zt. bei knapp 82% - und faktisch wohl noch höher.[11] Einen Höchststand erreichte er 1985/86 mit 87%, ist seitdem also wieder leicht rückläufig. Genauere Aussagen können zu den beiden Lehramtsstudiengängen Französisch und Spanisch (in der Folge abgekürzt: LA) gemacht werden: trotz bekannter Arbeitsmarktprobleme wuchs der Frauenanteil im LA-Studiengang Französisch kontinuierlich weiter (von knapp 82% 1983/84 auf 86% im SoSe 92); noch ausgeprägter ist der Anstieg im Fach Spanisch von 77 auf 88%; d.h. also daß die Männer stärker auf die schlechten Berufschancen für Lehrer reagiert haben. Dagegen sind die absoluten Zahlen in den Lehramtsstudiengängen seit 1983 leicht rückläufig (zugunsten anderer wie MA und Wirtschaftspädagogik); im Fach Französisch steigen sie allerdings seit 1990 wieder leicht an.

---

9 Wobei Forstwirtschaft immerhin innerhalb dieses Rahmens ein Wachstum verzeichnen kann: die Zahl der Studentinnen erhöhte sich in 10 Jahren von 54 auf 134 (gegenüber 600 Männern); während sich in Physik und Mathematik (mit je 80 - 110, bzw. 130 bis 190 max.) relativ wenig bewegt hat.

10 Vgl. Kahle/Schäper 1992; im übrigen ist die Übereinstimmung hinsichtlich der 2. und 3. Plätze insofern zu relativieren, als die Zahl der Studentinnen im Hist.-Phil.-Bereich (mit rund 3.300 Immatrikulierten = 25% der weiblichen Studierenden in Göttingen insgesamt) immer noch fast doppelt so hoch ist wie die ihrer Kommilitoninnen in Jura, Medizin oder Wi-Wi.

11 Das Fach Romanistik ist statistisch am schwierigsten auszuwerten, da - wegen Mehrfacheinschreibung beim Studium mehrere romanischer Sprachen - die zugrundegelegte Gesamtzahl der "Studienfälle" höher liegt als die der studierenden Personen. So können von dieser Gesamtzahl - in Göttingen 1402 - ca. 20% abgerechnet werden (= Personen, die mehrere romanische Sprachen studieren); sie läge dann - für das von uns untersuchte SS 1992 bei ca. 1100; die%-Anteile der Frauen erhöhen sich entsprechend, zumal die Kombination mehrerer romanischer Sprachen bei den Frauen häufiger ist als bei ihren männlichen Kommilitonen.



Vor diesem Hintergrund ist die Zusammensetzung der befragten Romanistik-Studierenden unserer Untersuchung in Bezug auf das Geschlechterverhältnis durchaus repräsentativ: Es beträgt hier 82%:18% (vs. 81%:19% Gesamtstatistik) und entspricht damit auch recht gut der subjektiven Erfahrung (in den Lehrveranstaltungen). Natürlich erschwert die extreme Asymmetrie zwischen den Geschlechtern vergleichende Aussagen, vor allem bei der Aufgliederung in die Untergruppen (nach Sprache, Abschluß, Studienphase), wo die Männeranteile zwischen 0 und max. 16 (LA Franz. - hier also eher "überrepräsentiert"!) variieren, wobei die prozentual höchsten Anteile auf die Studiengänge Wi-Päd Spanisch (fast 50%!), MA-Spanisch (ca.20%) und LA-Franz. (ca. 19%) entfallen.[12] Vergleichende Aussagen zu Geschlechterdifferenzen können wir also in der Regel nur auf die Gesamtgruppe bezogen machen (alle Männer vs. alle Frauen unserer Erhebung).

**Antwortverhalten**

Bevor wir einige Ergebnisse der Befragung darstellen, zunächst noch eine Bemerkung zum Antwortverhalten der Befragten.
Ebenso wie in der Börsch-Studie (1982) sind auch hier schon Geschlechtsunterschiede zu verzeichnen, so eine tendenziell geringere Bereitschaft der Männer, offene Fragen zu beantworten, z.B. die Fragen nach Erwartungen und Zielen an das Romanistik-Studium (FRAGE 46) und speziell an die sprachpraktische Ausbildung (FRAGE 50). Obwohl es sich zum Teil nur um relativ kleine Unterschiede handelt, ist die Tendenz doch bei einer Reihe von Fragen stabil.[13]

## I. ERGEBNISSE DER STUDIENEVALUATION ROMANISTIK / TEIL I: MOTIVATIONEN, ERWARTUNGEN, EINSTELLUNGEN

Der erste Teil des Fragebogens diente der Erfassung empirischer Daten für die Analyse der Motivation der Studierenden am Romanischen Seminar der Universität Göttingen: Warum nahmen sie ein Fremdsprachenstudium (FS) auf? Wurden sie durch ihre Umgebung (Eltern, Freunde ...) in ihrer Wahl bestärkt? Welche Vorerfahrungen machten sie mit Fremdsprachen? Ein Fragenkomplex bezog sich dabei auf die individuellen Schulerfahrungen (Noten, Fächerpräferenz, Einschätzung des FS-Unterrichts an der Schule), ein anderer auf die Atmosphäre im Elternhaus hinsichtlich Fremdsprachen und anderen Kulturen. Auf diese Weise wurden erste Aufschlüsse über die Gründe der Wahl des Studienfachs gewonnen. Zudem wurde nach den Berufswünschen und -chancen gefragt, die die Studierenden mit ihrem Studienfach verbinden. Und ein Abschnitt dieses ersten Teils des Fragebogens zielte schließlich darauf ab, zu untersuchen, welche (faktischen und emotionalen) Beziehungen die Studierenden zu der Sprache, den Sprechern und der Kultur des jeweiligen Landes haben.

---

12 Der häufig geäußerte Eindruck, daß Spanisch im Gegensatz zu Französisch noch etwas stärker "männlich besetzt" sei, scheint also doch gerechtfertigt - trifft zumindest für die Lehrveranstaltungen zu, in denen die Erhebung durchgeführt wurde.

13 2% der Frauen, die FRAGE 46 nicht beantworten, stehen 5% der Männer gegenüber. In FRAGE 50 beträgt das Verhältnis 6% der Frauen zu 10% der Männer. Auch FRAGE 60 nach positiven Aspekten der Lehre lassen mehr Männer als Frauen unbeantwortet. Die Möglichkeit zu freien Kommentaren bezüglich Prüfungsbedingungen etc. (FRAGE 70) nutzen 33% der Frauen, aber nur 17% der Männer. Auch mehrere Fragen des letzten thematischen Blocks, die mit den Gründen für den hohen Frauenanteil zusammenhängen, wurden relativ von mehr Männern nicht beantwortet (FRAGE 79: 10% der Frauen - 20% der Männer). (Die Prozentwerte sind hier wie auch im folgenden gerundet.)

Im Zentrum des Interesses stand dabei immer die Frage, inwieweit die Antworten der Studierenden geschlechtsspezifische Unterschiede widerspiegeln. Einige Ergebnisse der Auswertung dieses Befragungsteils sollen im folgenden zusammenfassend dargestellt werden.[14]

**1. Gründe für die Wahl des Fremdsprachenstudiums**

In Frage 12 des Fragebogens wurden die Studierenden explizit gefragt, welche Gründe für die Wahl des FS-Studiums maßgeblich waren, wobei ein Antwortkatalog mit zehn Punkten vorgegeben war. Im ersten Durchgang konnten beliebig viele Antworten, die den Befragten relevant erschienen, angekreuzt werden. In einem zweiten Durchgang sollten sie sich für das für sie ausschlaggebende Kriterium entscheiden.

Auf die Gesamtheit der insgesamt 187 befragten weiblichen Studierenden entfielen 919 Nennungen, auf den der 40 männlichen Studierenden 178 Nennungen. Somit liegt die durchschnittliche Antwortquote bei den Frauen mit 4,9 Nennungen höher als bei den Männern mit 4,5. Dieses Ergebnis bestätigt den bereits festgestellten Trend, daß die Teilnehmerinnen mehr Angaben machen als ihre männlichen Kollegen.
Auf der inhaltlichen Ebene fällt zunächst auf, daß für sämtliche Studienteilnehmer - unabhängig vom Geschlecht und von der studierten Sprache - das Interesse an der Sprache selbst sowie an "Land und Leuten" mit insgesamt 214, bzw. 204 Nennungen an erster und zweiter Stelle rangieren. Dieses gilt auch bei der Gewichtung der Gründe für die Wahl der Fremdsprache als Studienfach.

Erst ein Blick auf die relativen Anteile der beiden genannten Untergruppen macht geschlechtsspezifische Unterschiede deutlich: Während 40% der Frauen ihr Interesse an der Beschäftigung mit der "Sprache an sich" als wichtigsten Grund für ihre Entscheidung angeben, beträgt diese Quote bei den Männern nur 20%.

Einen weiteren Unterschied offenbaren die Kategorien Eignung und Begabung für Fremdsprachen sowie Schulleistungen in diesen Fächern. Analog zur Hamburger Studie (Börsch 1982, S. 16) spielen auch in der Göttinger Untersuchung die guten Schulleistungen häufiger für Frauen eine Rolle für die Entscheidung, ein Fremdsprachenstudium aufzunehmen als für Männer (45% vs. 37% der Befragten).[15] Wenngleich bemerkenswert, daß sich dieses Verhältnis bei der Frage nach dem wichtigsten Faktor für die Studienfachwahl umkehrt (5% der Frauen vs. 10% der Männer), erscheint das Kriterium "Schulnoten" als ausschlaggebender Faktor doch bei beiden Geschlechtern eher selten und spielt gegenüber intrinsischen Motivationen eine untergeordnete Rolle (aber s. auch Punkt 3).

Der Anteil derjenigen, die an dieser Stelle ein bestimmtes Berufsziel als maßgeblich für die Aufnahme des Studiums angaben, ist bei Frauen und Männern gleich - niedrig (13%).

[14] Eine detaillierte und umfassende Auswertung dieses Teils der Befragung hat inzwischen Katja Schaub als Staatsexamensarbeit an der Universität Göttingen (1994) vorgelegt.

[15] In diesem Zusammenhang sei überdies darauf verwiesen, daß die Französisch-Studierenden den guten Schulleistungen einen weitaus höheren Stellenwert einräumen als die Spanisch-Studierenden (70% vs. 18% der Befragten). Dieses Resultat erscheint plausibel vor dem Hintergrund, daß Spanisch in geringerem Umfang als Französisch an der Schule angeboten und gelehrt wird.



**2. Prägung durch das Elternhaus**

Ein wichtiges Ergebnis dieses Fragenkomplexes ist die deutlich positivere Bestärkung im familiären Rahmen zur Aufnahme eines Fremdsprachenstudiums bei den weiblichen Studierenden. Befragt nach den Personen, die die Studierenden bei der Wahl ihres Studienfachs beeinflußt haben, ergibt sich für die Kategorie des Elternhauses das folgende Bild:

**Frage 13: Welche der folgenden Personen haben Dich bei Deiner Fachwahl (HF) beeinflußt? (Teilauswertung Eltern)**

| | Frauen (187) | Männer (40) |
|---|---|---|
| zugeraten | 72 (38%) | 3 (7%) |
| abgeraten | 13 (7%) | 9 (23%) |
| weder noch | 76 (41%) | 18 (45%) |
| keine Angabe | 26 (14%) | 10 (25%) |

38% der Frauen fühlten sich durch ihre Familie in ihrer Entscheidung für ein Fremdsprachenstudium bestärkt (fast ebensoviele wie diejenigen, die die Haltung ihrer Eltern hier als indifferent angeben) - aber nur 7% der Männer. Dagegen wurde 23% der Männer von ihrer Wahl abgeraten - gegenüber nur 7% der Frauen.[16] Dieses Resultat könnte vermuten lassen, daß Frauen in ihrer Entscheidung für ein bestimmtes Studienfach abhängiger von familiären Einflußfaktoren sind, bzw. sich dieses eher zugestehen. Mehr noch aber deutet dieses Ergebnis darauf hin, daß - im Einklang mit gängigen Rollenbildern - Frauen in ihren fremdsprachlichen Neigungen von den Eltern bzw. der Familie stärker unterstützt werden. Darüber hinaus ist bei den Studentinnen offensichtlich ein stärkeres Bewußtsein für die Beziehungen und Einstellungen des Elternhauses gegenüber "fremden" Sprachen und Kulturen vorhanden. So bewerteten insgesamt 70% der Frauen - aber nur 45% der Männer - die Atmosphäre und Aufgeschlossenheit im Elternhaus gegenüber Fremdsprachen und anderen Kulturen als positiv.

**Frage 17: Wie würdest Du die Atmosphäre in Deinem Elternhaus hinsichtlich Fremdsprachen/anderen Kulturen bezeichnen?**

| | Frauen (187) | Männer (40) |
|---|---|---|
| aufgeschlossen | 131 (70%) | 18 (45%) |
| nicht aufgeschl. | 8 (4%) | 6 (15%) |
| neutral | 48 (26%) | 14 (35%) |
| keine Angabe | 0 | 2 (5%) |

Auch die Frage nach besonderen Beziehungen einzelner Familienmitglieder zu Fremdsprachen, wie z.B. durch Beruf, Studium oder persönliche Kontakte, wurde von doppelt so viel Frauen wie Männern bejaht (39% vs. 15%). Hierin könnte - neben der direkten Bestärkung

[16] Wenn man diese Kategorie auf die Gesamtzahl derjenigen Männer bezieht, die diese Teilfrage beantwortet haben, sind es sogar fast ein Drittel. Bemerkenswert hier wiederum der relativ hohe Anteil (25%) der Männer, die keine Angabe gemacht haben.

(Frage 13) - ein weiterer Faktor für die größere Bereitschaft der Frauen, ein Fremdsprachenstudium aufzunehmen, gesehen werden.

### 3. Schulerfahrungen

#### 3.1 Schulfächer: Einstellungen und Leistung

Die Ergebnisse dieses Teils der Befragung bestätigen die deutlich stärkere Präferenz der Frauen für sprachliche Fächer im Vergleich zu Naturwissenschaften und Mathematik. Die Frage nach der Beliebtheit bzw. Ablehnung bestimmter Fächer an der Schule ergibt das folgende Bild:

**Frage 20a: Was waren Deine Lieblingsfächer in der Schule?**

| | Frauen (187) | Männer (40) |
|---|---|---|
| Math./Naturw. | 72 (38%) | 15 (37%) |
| Deutsch | 78 (42%) | 9 (22%) |
| Fremdsprachen | 159 (85%) | 25 (62%) |
| Sonstige | 132 (71%) | 31 (77%) |
| keine Angabe | 3 (1,5%) | 3 (7,5%) |

**Frage 20b: Was waren die am meisten gehaßten Fächer?**

| | Frauen (187) | Männer (40) |
|---|---|---|
| Math./Naturw. | 145 (77%) | 23 (57%) |
| Deutsch | 7 (4%) | 6 (15%) |
| Fremdsprachen | 20 (11%) | 10 (25%) |
| Sonstige | 61 (33%) | 17 (42%) |
| keine Angabe | 17 (9%) | 4 (10%) |

Erwartungsgemäß liegt der Prozentsatz derer, die eine Fremdsprache als bevorzugtes Unterrichtsfach in der Schule angeben, insgesamt sehr hoch. Bezeichnend ist jedoch, daß er bei den Frauen mit 85% um mehr als 20 Prozentpunkte höher liegt. Komplementär dazu geben doppelt so viele Männer an, Fremdsprachen in der Schule "gehaßt" zu haben (25% vs. 11% Frauen). Bei den Frauen bestand also - selbst innerhalb der Gruppe der Fremdsprachenstudierenden, die ja bereits eine Präselektion darstellt - eine größere Neigung zu sprachlichen Fächern. Bestätigt wird diese Tendenz auch noch durch den weitaus höheren Beliebtheitsgrad des Faches Deutsch bei den Frauen (42% vs. 22%). [17] Doch die Studentinnen zeigen nicht nur eine stärkere Präferenz für die Fremdsprachen, sie erzielten in diesen Fächern auch bessere Ergebnisse: Die Auswertung der Frage nach den Abschlußnoten in den Fremdsprachen, die in der Schule belegt wurden, ergab, daß in allen Teilgruppen (aufgesplittet nach Studienabschlüssen, Grund- und Hauptstudium, Haupt- und Nebenfachstudenten) der Notendurchschnitt der Frauen um rund eine halbe Note höher lag. Zu den gleichen Ergebnissen kommt übrigens auch die Kasseler Befragung (für sämtliche Studiengänge); sie bestätigen im

[17] Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt auch die vom Hochschul-Informations-System (HIS) in Hannover herausgegebene Studie zu den Bildungswegen von Frauen: Frauen wählen doppelt so häufig wie ihre männlichen Mitschüler Deutsch als Leistungskurs und sogar dreimal so häufig Französisch, das bei den Frauen auch als Abiturfach größeren Anklang findet (26% vs. 10%). Vgl. HIS-Studie, S. 38 ff.



übrigen frühere Untersuchungen an Schulen (z.B. Düwell 1979), ebenso die neuere HIS-Studie (Kahle/Schaeper 1991) sowie den bisher umfassendsten Forschungsbericht zu Geschlechtsunterschieden im Fremdsprachenerwerb (Ekstrand 1980), aus dem (trotz methodischer Vorbehalten und berechtigter Skepsis gegenüber voreiligen "essentialistischen" Interpretationen) hervorgeht, daß (jugendliche) Probandinnen bei sprachlichen Aufgaben in der Regel besser abschneiden als ihre männlichen Mitspieler.
Die überdurchschnittlichen Schulleistungen in den fremdsprachlichen Fächern sind also sicher als ein wesentlicher Faktor für die überproportional hohe Frauenquote in der Romanistik anzusehen. Es gilt aber festzuhalten, daß offensichtlich auch bei einem relativ hohen Anteil der Frauen, die ein FS-Studium aufgenommen haben, durchaus ein Interesse an Naturwissenschaften und Technik bestand. Auf die entsprechende Frage äußerten sich immerhin 34% der weiblichen Studierenden positiv - gegenüber 41% der männlichen Studierenden. Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang auch, daß ein etwa gleich hoher Prozentsatz von Frauen und Männern eine Naturwissenschaft oder Mathematik als Lieblingsfach angegeben haben (38 bzw. 37%), wobei bei den Studentinnen das Fach Biologie dominierte. Die Tatsache, daß viele Frauen trotz offenkundigen Interesses an Naturwissenschaften dennoch ein Fremdsprachenstudium aufnahmen, legt die Vermutung nahe, daß sie nach wie vor - konform zur Geschlechterrollenverteilung - in der Schule im musisch-sprachlichen Bereich stärker motiviert und positiv bestätigt werden.

Auf der anderen Seite darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß der Anteil der Frauen, die eine Naturwissenschaft - insbesondere Mathematik und Physik - als ungeliebtes Fach nennen, mit 77% ausgesprochen hoch liegt. Bei den Männern ist diese Quote um 20% niedriger. Vor dem Hintergrund des annähernd gleich gewichteten Interesses der weiblichen und männlichen Befragten für Naturwissenschaft und Technik lassen diese Zahlen auf eine Entmutigung der Frauen in diesen Schulfächern schließen. Dabei ist analog zu den Fremdsprachen auch im Bereich der Naturwissenschaften eine deutliche Korrelation zwischen der Einstellung zum Fach und den erbrachten Schulleistungen zu konstatieren. Wenngleich die Hälfte der Frauen wie Männer ihre Leistungen in naturwissenschaftlichen Fächern als eher mäßig einschätzt, ergeben sich bemerkenswerte geschlechtsspezifische Differenzen im oberen und unteren Bereich der Leistungsskala:

**Frage 21: Wie waren Deine Leistungen in den naturwissenschaftlichen Fächern?**

| | Frauen (187) | Männer (40) |
|---|---|---|
| gut/sehr gut | 44 (24%) | 13 (32%) |
| mittel/mäßig | 99 (53%) | 23 (57%) |
| schlecht | 23 (12%) | 2 (5%) |
| keine Angabe | 21 (11%) | 2 (5%) |

Während ein Drittel der Romanistik-Studenten ihre Leistungen in den naturwissenschaftlichen Fächern als gut bis sehr gut einschätzt, trifft dieses nur auf ein Viertel ihrer Komilitoninnen zu. Auf der anderen Seite stufen lediglich 5% der Männer - gegenüber 12% der Frauen - die von ihnen erzielten Ergebnisse als schlecht ein.

### 3.2 Der Fremdsprachenunterricht in der Schule

Eine weitere Frage in dem Komplex, der sich auf Schulerfahrungen und Schulleistungen bezieht, zielte auf die Erfassung der konkreten positiven und negativen Erfahrungen der Studierenden mit dem Fremdsprachenunterricht in der Schule. Diese Frage wurde offen gestellt. Nach Durchsicht der Antworten wurden übergreifende Kategorien gebildet und die Nennungen unter verschiedenen Stichwörtern subsumiert.

Rein formal betrachtet fällt zunächst - bei geschlechterunabhängigem, tendenziell identischem Antwortverhalten - der relativ hohe Anteil der Befragten auf, die zu diesen beiden Teilfragen keine Angaben machten: Mehr als ein Viertel (26%) der Studierenden - Frauen wie Männer - verband im Rückblick keine negativen Assoziationen mit dem Fremdsprachenunterricht - keine positiven dagegen nur 13%. Offenbar hat also die Mehrheit der Befragten den FS-Unterricht in der Schule eher positiv erlebt bzw. in nostalgischer Verklärung in guter Erinnerung.

Betrachtet man das Ergebnis der Frage unter inhaltlichen Gesichtspunkten, fällt auf, daß den Studierenden beiderlei Geschlechts die Sprachpraxis, d.h. das aktive (dialogische) Sprechen in der Schule am meisten Freude gemacht hat, wobei der Anteil der Frauen mit 42% noch um 6 Prozentpunkte höher liegt. Die starke Betonung dieses Positivums des Sprachunterrichts in der Schule deckt sich mit dem im Evaluationsteil insbesondere von Frauen geäußerten Wunsch, der Sprachpraxis im Studium einen höheren Stellenwert beizumessen als bisher (s.u.). Kritik an sprachpraktischen Übungen formulierten nur ca. 20% der Befragten.

Auch die literaturwissenschaftliche Textarbeit und landeskundliche Unterrichtseinheiten wurden von Frauen und Männern geschätzt (30% vs. 21% bzw. 25% vs. 22%). Dies scheint insofern interessant, als auch die Verstärkung der Landeskunde - neben der Sprachpraxis - nach Ansicht der Befragten ein Desiderat innerhalb des derzeitigen Angebots an Lehrveranstaltungen darstellt (s.u.). Überraschend scheint die Tatsache, daß die männlichen Studierenden in weit höherem Ausmaß als ihre Kolleginnen den Fremdsprachenunterricht als eine Möglichkeit ansahen, "ihren Horizont zu erweitern" (25% vs. 11%). Die Frauen hingegen stellen den Aspekt der Methodik und Didaktik stärker positiv heraus (22% vs. 7%). Insgesamt jedoch liegt der Anteil derer, die eben diesen Aspekt kritisieren, bei Frauen und Männer höher (29% vs. 25%). In engem Zusammenhang mit dieser Einschätzung stehen auch die von den Befragten beiderlei Geschlechts gleichermaßen (jeweils 16%) geäußerten Zweifel an der Kompetenz ihrer Lehrer und die Kritik am Lehrbuch - zwei Faktoren, die in der Liste der Positiva keine Erwähnung fanden.

### 4. Berufsperspektiven

Die Antworten auf den Fragenkomplex nach Berufswunsch und Einschätzung der Berufsaussichten differieren im wesentlichen in Abhängigkeit von den angestrebten Bildungsabschlüssen. Geschlechtsspezifische Unterschiede lassen sich - ebenso wie in der Börsch-Studie (S. 19) - nicht ausmachen.



Auf die Frage nach einem konkreten Berufsziel äußerten sich zwei Drittel der Befragten affirmativ, von diesen geben 70% den Lehrberuf an. Weitere 20% der Studierenden möchten im journalistischen oder kulturellen Bereich tätig werden.

Eine Aufschlüsselung nach einzelnen Studiengängen zeigt typische Unterschiede. Während drei Viertel aller Lehramts- und Wirtschaftspädagogikstudenten naturgemäß ein konkretes Berufsziel vor Augen haben, liegt diese Quote bei den Magisterstudenten mit 44% erheblich niedriger.

Hinsichtlich einer günstigen Einschätzung ihrer Berufschancen antworteten die Befragten sehr ausgewogen: ja, nein und "weiß nicht" sind gleichgewichtig verteilt. Bei einer nach Bildungsabschlüssen differenzierten Betrachtung werden jedoch prägnante Unterschiede deutlich:

**Frage 27: Schätzt Du Deine Berufschancen als günstig ein?**

| | Staatsexamen (123) | Magister (75) | Wipäd (29) |
|---|---|---|---|
| ja | 29 (24%) | 16 (21%) | 29 (100%) |
| nein | 49 (40%) | 29 (39%) | - |
| weiß nicht | 42 (34%) | 29 (39%) | - |
| keine Angabe | 3 (2%) | 1 (1%) | - |

Während die Studierenden der Wirtschaftspädgogik - offensichtlich ausgehend von einem noch vorhandenen Lehrerbedarf an den Berufsschulen (und zusätzlichen Möglichkeiten in der Wirtschaft!) - ihre Berufschancen ausnahmslos positiv einschätzen, liegt diese Quote bei den Magister- und Lehramtsstudenten nur bei gut 20% (21% bzw. 23%), insges. sind die MagisteranwärterInnen noch um einige Punkte skeptischer, bzw. unsicherer als die LehramtskandidatInnen.

### 5. Einstellungen und Beziehungen zu den studierten Sprachen und Kulturen

Der folgende Teil der Erhebung umfaßt einen Komplex von Fragen, die die affektive Beziehung zum Studiengegenstand betreffen. .

Zunächst sollten sich die Befragten dazu äußern, was ihnen besonders an der studierten Sprache gefalle. Unsere im Vorfeld angestellte Vermutung, daß sich Frauen überwiegend an ästhetischen bzw. affektiven Werten wie z.B. Klang, Schönheit, Expressivität der studierten Sprache orientieren, während Männer eher "rationale" Werte wie Kultur, Geschichte, Verbreitung und (internationale) Bedeutung mit der Sprache assoziieren, wurde nur teilweise bestätigt: Zwar geben 75% der Französischstudentinnen ästhetische Faktoren wie Schönheit, Klang etc. an, gegenüber nur 47% ihrer Kommilitonen. Bei den Spanischstudierenden kehrt sich dieses Bild interessanterweise jedoch um: Kategorien der Ästhetik spielen hier für 61% der Männer, jedoch nur für 46% der Frauen eine Rolle. Bestätigt sich hier das schon historische Stereotyp, das dem Französischen "weibliche", dem Spanischen männliche Qualitäten zuteilt (vgl. Bierbach 1992)? Nennungen wie Grammatik, historische und kulturelle Bedeutung etc. sind dagegen sowohl in bezug auf die Geschlechtszugehörigkeit als auch auf die studierten Sprachen gleichgewichtig verteilt. Erwähnenswert scheint lediglich die Tatsache, daß drei mal so viele Spanischstudierende

wie Französischstudierende die (internat.) Bedeutung der Sprache herausstellen, entsprechend der großen Verbreitung der spanischen Sprache in der Welt.

Eine weitere Frage zielte auf die Erfassung der Eigenschaften bzw. Qualitäten, die die Studierenden mit den betreffenden Kulturkreisen verbinden. Die Ergebnisse weisen keine nennenswerten geschlechtstypischen Unterschiede auf. Bemerkenswert ist jedoch, daß sich die Assoziationen zu den Kulturkreisen Frankreich - Spanien - Lateinamerika weitgehend decken und durch Angaben wie Lebensfreude, Herzlichkeit, Offenheit ein "Bild des Anderen" gezeichnet wird, daß dem Topos des disziplinierten, arbeitsamen, pünktlichen Deutschen diametral entgegensteht. Auffällig ist auch, daß negative Eigenschaften nur sehr vereinzelt angeführt werden, und zwar ausschließlich von Studentinnen im Hauptstudium. D.h. das z.T. naiv-verklärte Bild "romanischer Lebensart" tendiert im Laufe des Studiums - und wachsender Landeskenntnisse - dazu, sich zu relativieren.

Ein weiterer Fragenkomplex nach den Kontakten der Studierenden zu "natives" sowie dem Wunsch/Interesse, im Ausland zu leben, erbrachte ebenfalls interessante Ergebnisse: Generell sind Identifikation und Kontaktfreudigkeit bezüglich der studierten Kulturkreise und ihrer Menschen recht hoch, mit aufschlußreichen internen Differenzierungen: u. a. pflegen mehr Frauen als Männer Kontakte, bzw. Freundschaften mit *natives*; sie haben auch bereits vor dem Studium schon mehr Initiativen in dieser Richtung entwickelt (z.B. durch Auslandsaufenthalte, Ferienkurse, Arbeit als au pair). Mehr Frauen als Männer (42%:30%) geben an, schon einmal in eine(n) französisch- oder spanischsprachigen "native" (Muttersprachler/in) verliebt gewesen zu sein; umgekehrt können sich aber mehr Männer als Frauen eine(n) romanische(n) Lebenspartner(in) "auf Dauer" vorstellen! Diese Divergenz ist vor dem Hintergrund kultureller Geschlechterrollen/-traditionen durchaus nachvollziehbar: Liebe und Lebensplanung sind doch - auch für Frauen! - zwei Paar Schuhe. (Und diese Unterscheidung relativiert wiederum die dem weiblichen Geschlecht traditionell zugeschriebene Emotionalität als Basis aller Entscheidungen!)

Insgesamt erweisen sich integrative Motivationen bei beiden Geschlechtern - und für beide romanische Sprachen, sowie die Mehrzahl der Studiengänge - als dominierend. Eine "instrumentelle" Motivation (im Sinne von Lambert/Gardner) über Berufsorientiertheit, "Nützlichkeit" der studierten Sprachen/Fächer, konkrete "Nahziele" ist nur leicht höher bei den Männern - und überwiegend im Fach Wirtschaftspädagogik - ausgeprägt.

## II. ERGEBNISSE DER STUDIENEVALUATION ROMANISTIK / TEIL 2: STUDIENBEDINGUNGEN

Die zweite Hälfte des Fragebogens (FRAGEN 40 - 84) umfaßt Fragen nach den Studienerwartungen und -erfahrungen, also den eigentlichen Evaluationsteil, sowie einen Komplex von Fragen, die sich explizit auf das Thema Fremdsprachenstudium - Frauenstudium beziehen. Die Auswertung hat auch hier - neben einem allgemeinen studentischen Echo auf das Romanistikstudium in Göttingen - eine Reihe von Unterschieden zwischen den befragten Frauen und Männern ergeben, die teilweise mit den von Sabine Börsch (1982) Ende der siebziger Jahren beobachteten Tendenzen übereinstimmen.



### 1. Bedeutung der Sprachpraxis

Eins der eindeutigsten Ergebnisse der Evaluation ist - ganz im Einklang mit den Tendenzen bezüglich der Studienmotive im 1. Teil - die höhere Bedeutung, die der Sprachpraxis, der aktiven Verwendung der Fremdsprache, von den weiblichen Studierenden zugemessen wird.

Sichtbar wird dies zunächst bei einem Fragenkomplex (FRAGEN 43-45) nach der Bewertung der einzelnen Teilbereiche des Fremdsprachenstudiums (Sprachpraxis, Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft, Landeskunde und Fachdidaktik). Gefragt wurde im einzelnen, welche Bedeutung den Bereichen jeweils für die Ausbildung und für den angestrebten Beruf zugemessen wurde, sowie - in stärker affektiver Zielrichtung - nach dem mit den Teilbereichen verbundenen Spaß. Die Sprachpraxis wurde dabei von den befragten Frauen in jedem der Aspekte höher bewertet als von den Männern. Vor allem bei der Frage nach dem Spaß sind die Unterschiede ausgeprägt:

**Frage 44: Welche der Teilbereiche machen Dir am meisten Spaß?**

| | Frauen (187) | | Männer (41)[18] | |
|---|---|---|---|---|
| Sprachpraxis | 141 | (75 %) | 24 | (59 %) |
| Landeskunde | 74 | (40 %) | 14 | (34 %) |
| Literaturwiss. | 70 | (37 %) | 13 | (32 %) |
| Sprachwiss. | 30 | (16 %) | 9 | (22 %) |
| Fachdidaktik | 17 | ( 9 %) | 1 | ( 2 %) |
| | 332 | | 61 | |
| | = 1,78 Nennungen | | =1,49 Nenn. | |

Auffällig ist hier auch, daß die Frauen - mit Ausnahme der Sprachwissenschaft - an allen Teildisziplinen mehr Spaß haben, also (wie schon bei der Frage nach den Gründen für die Fachwahl) insgesamt auch mehr Nennungen machen. Das könnte wiederum mit dem Antwortverhalten zusammenhängen und widerspiegeln, daß die befragten Frauen aussagefreudiger oder gewissenhafter in der Beantwortung der Fragebögen sind. Möglich ist aber auch, daß sie effektiv an mehr Teildisziplinen Spaß haben als ihre männlichen Kommilitonen, und daß Spaß (am Studium) für sie eine wichtigere Rolle spielt.

Welche Bedeutung der sprachpraktischen Ausbildung zugemessen wird, und als wie problematisch speziell die weiblichen Studierenden diesen Bereich ihres Studiums empfinden, geht aber über diese expliziten Fragen hinaus auch noch aus einer Reihe von offen gestellten Fragen hervor. In FRAGE 46 nach den Erwartungen und Zielen des fremdsprachlichen Studiums rangieren Formulierungen, die mit dem Erwerb der sprachpraktischen Kompetenz zu tun haben, an erster Stelle.[19]

[18] zur Zahldifferenz (+1) siehe Fußnote 4
[19] Prozentual gleichrangig bei Frauen und Männern mit je 73%.

**FRAGE 46: Welche Erwartungen und Ziele verbindest Du mit dem Studium der Romanistik?**

| | Frauen | | Männer | |
|---|---|---|---|---|
| Sprachbeherrschung: | 137 | (73 %) | 30 | (73 %) |
| Landeskundl. Kenntnisse: | 119 | (64 %) | 18 | (44 %) |
| Erwerb der Lehrbefähigung: | 38 | (20 %) | 9 | (22 %) |
| Kenntnis der Literatur: | 51 | (27 %) | 10 | (24 %) |
| Verbesserung der Berufs-chancen: | 20 | (11 %) | 6 | (15 %) |
| Persönliche Entwicklung: | 9 | ( 5 %) | 4 | (10 %) |

Bei FRAGE 59 nach den Belastungen im Studium geben 31 Frauen (17%) gegenüber nur 3 Männern (7%) die (mangelnde) Sprachverwendung an, d.h. sie kritisieren, daß ein zu großer Teil des Studiums in deutscher Sprache abgehalten wird. Der gleiche Aspekt, in Verbindung mit der Forderung nach mehr sprachpraktischen Veranstaltungen im Hauptstudium wird auch bei zwei weiteren Fragen genannt, in denen nach Kritik an den Lehrmethoden (FRAGE 61), bzw. nach den Erwartungen an die sprachpraktische Ausbildung (FRAGE 50) gefragt wurde, wiederum fast ausschließlich von Frauen. Bemerkenswerterweise wird die Sprachverwendung immer wieder angesprochen, noch bevor in FRAGE 75 explizit danach gefragt wird:

**Frage 75: Sollte die Zielsprache auch in den (Fach-)Seminaren mehr verwendet werden?**

| | Frauen (180) | | | Männer (40) | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | GS (125) | HS (55) | Gesamt | GS (26) | HS (14) | Gesamt |
| ja | 81(65%) | 43(78%) | 124(69%) | 12(46%) | 9(64%) | 21(53%) |
| ? | 35(28%) | 11(20%) | 46(26 %) | 8(31%) | 3(21%) | 11(28%) |
| nein | 9( 7%) | 1(2 %) | 10( 6 %) | 6(23%) | 2(14 %) | 8(20%) |

Ein weit größerer Anteil der Frauen als der Männer spricht sich hier für die konsequentere Verwendung der jeweiligen Fremdsprache auch in landeskundlichen, literatur-, und sprachwissenschaftlichen Seminaren aus. Erwartungsgemäß ist die Zustimmung im Hauptstudium noch deutlich größer als im Grundstudium, wo ja die meisten sprachpraktischen Kurse angeboten werden. Auch diese Beobachtung deckt sich mit den Ergebnissen Börschs, die hinsichtlich der Studienerwartungen festgestellt hat, "daß die Frauen häufiger als die Männer finden, daß die Sprachpraxis zu kurz kommt." (Vgl. Börsch 1982, S.19)

Unter den einzelnen Aspekten der Sprechfähigkeit ist den Frauen das fließende Sprechen am wichtigsten, dicht gefolgt von der Aussprache. Ein großer Wortschatz ist der einzige Aspekt, der von den Männern geringfügig höher bewertet wurde; die Hierarchie der Werte stimmt allerdings bei beiden Geschlechtern überein:



**Frage 55: Auf welche Aspekte der Sprechfähigkeit legst Du besonders großen Wert?**
(Bewertungsskala 1 - 3)

| | Frauen | Männer |
|---|---|---|
| Fließendes Sprechen | 1,09 | 1,15 |
| Aussprache | 1,11 | 1,15 |
| Wortschatz | 1,21 | 1,19 |
| Grammatik | 1,25 | 1,30 |
| Stil / Idiomatik | 1,53 | 1,73 |

Insgesamt liegen hier auch wieder die Werte, die Frauen den einzelnen sprachpraktischen Aspekten zumessen, leicht höher als bei den Männern. Am ausgeprägtesten ist der Unterschied hinsichtlich der Rubrik 'Stil / Idiomatik' (1,5 : 1,7), während er - entgegen den Erwartungen - hinsichtlich der Aspekte 'Fließendes Sprechen' und 'Aussprache' nur sehr gering ist.[20]

Einige Indizien deuten darauf hin, daß der starken, auch affektiven Fixierung der Frauen auf die Sprache tendenziell eine stärker instrumentelle Beziehung der Männer zur Fremdsprache gegenüber steht. Im Einklang mit der gesellschaftlich immer noch vorherrschenden Rollenverteilung ist bei ihnen zumindest eine ausgeprägtere Orientierung an der Berufsperspektive zu konstatieren, innerhalb derer die Sprache dann eher als Vehikel fungiert. Als Ziel des Romanistikstudiums z.B. nennen die Männer häufiger als die Frauen den Erwerb der Lehrbefähigung und die Steigerung der Berufschancen.
Betont werden muß aber, daß unabhängig von den Unterschieden zwischen weiblichen und männlichen Studierenden der Teilbereich der Sprachpraxis im Vergleich zu den übrigen von allen Studierenden in seiner Bedeutung außerordentlich hoch eingeschätzt wird:

**Frage 43: Welche der Teilbereiche des Fremdsprachen-Studiengangs hältst Du für besonders wichtig für Deine Ausbildung?**
((1) = sehr wichtig; bis (5) = unwichtig)

Durchschnittliche Bewertung:

| | Gesamt (228) | Frauen (187) | Männer (41) |
|---|---|---|---|
| Sprachpraxis: | 1,09 | 1,04 | 1,23 |
| Landeskunde: | 1,79 | 1,75 | 1,97 |
| Literaturwiss.: | 2,19 | 2,01 | 2,3 |
| Fachdidaktik: | 2,65 | 2,66 | 2,5 |
| Sprachwiss.: | 2,91 | 2,93 | 2,84 |

[20] Wir vermuteten, daß die Phonetik für Frauen eine deutlich wichtigere Rolle spielt als für Männer, in Übereinstimmung mit einer erwarteten höheren integrativen Motivation und stärkerer Empathie. Vgl. Börsch, a.a.O., und psychologische Forschung zu Empathie und Aussprache (Guiora et al; Wode 1992 u.a.)

## 2. Bedeutung der Landeskunde

Neben der Sprachpraxis wird auch der Bereich der Landeskunde insgesamt sehr hoch eingeschätzt und von den Frauen für noch wichtiger gehalten als von den Männern. Auch das wurde schon in der Börsch-Untersuchung festgestellt (1982, S.17). Wie aus der oben aufgeführten Tabelle zu FRAGE 45 hervorgeht, nennen Frauen den Teilbereich Landeskunde häufiger als denjenigen, der ihnen am meisten Spaß macht, darüber hinaus schätzen sie ihn als für ihr Studium wichtiger ein. Bei der offen gestellten Frage nach den Studienerwartungen wird die Aneignung landeskundlicher Kenntnisse von 64 % der Frauen und nur 44 % der Männer genannt. Sowohl männliche als auch weibliche Studierende geben Landeskunde bei der Frage nach im Studium unterrepräsentierten Bereichen am häufigsten an (ca. 36 % der Gesamtstichprobe)[21].

Sprachpraxis und Landeskunde sind im übrigen eben die Teilbereiche, deren Ausbau auch in der allgemeinen Debatte um die Zukunft des Fachs Romanistik an der Hochschule diskutiert wird. So forderte 1993 der damalige Vorsitzende des Romanistenverbandes im Zusammenhang mit der nachweislich schlechten Berufsperspektive besonders der Magister-StudentInnen die Vermittlung eines Optimums an Sprach- und Landeskenntnissen im Laufe des Studiums, um die Chancen der Absolventen auf dem Arbeitsmarkt auch in anderen als dem strikt philologischen Bereich zu erhöhen.[22] In diesen Punkten treffen sich demnach grundsätzliche Erwägungen zur Zukunft der universitären Romanistik seitens der Fachvertreter und die Interessenschwerpunkte der Studierenden.

## 3. Belastungen

Vergleicht man die in FRAGE 46 geäußerten Erwartungen an das Romanistikstudium mit den Angaben über die dann im Studium selbst gemachten Erfahrungen, sind in einigen Bereichen Diskrepanzen zu vermerken. Daß die von nahezu drei Vierteln der Befragten angestrebte (perfekte) Beherrschung der Fremdsprache - von Frauen und Männern mit Abstand am häufigsten als Studienziel genannt - im Studienalltag nicht immer die erhoffte Rolle spielt, wurde schon erwähnt. Die Kritik richtet sich darüber hinaus vor allem auf allgemeine Rahmenbedingungen des Studiums. Als belastend (FRAGE 59) werden vor allem die Überfüllung der Lehrveranstaltungen, organisatorische Probleme, die aus der Vielzahl von Fächerkombinationen erwachsen, und die Anonymität des Unibetriebs empfunden (insgesamt 33% der Befragten). Fast ebenso viele Studierende leiden unter dem Leistungsdruck, der als kontinuierlich ansteigend erlebt wird (27%). Weiter wird u.a. genannt, quantitativ allerdings mit deutlichem Abstand: die schon erwähnte Sprachverwendung (15%), das Nachholen des Latinums (9%), die Wissenschaftlichkeit (8%), Aspekte des Dozentenverhaltens (8%) und die Orientierungslosigkeit (5%). Komplementär zu den Hauptbelastungen konzentriert sich die Kritik an der Lehre (FRAGE 61) vor allem auf die Einseitigkeit der Unterrichtsformen, die - wiederum bedingt durch Faktoren wie die Gruppengröße - durch Frontalunterricht mit Monologen der Lehrenden oder (in Form von

[21] Besonders häufig wird mehr Landeskunde von Lehramtsstudierenden gefordert.

[22] "Sicher ist auch an eine erheblich stärkere Berücksichtigung der landeswissenschaftlichen Kenntnisse zu denken, die m.E. generell als vierte Säule gleichrangig neben die Sprachpraxis, die Sprach- und Literaturwissenschaft treten sollte." (Tietz 1993, S.14); vgl. auch Kremnitz in DRV-Mitteilungen 1993/2, S. 87f., der eine stärker sozialwissenschaftliche Orientierung des Fachs für sinnvoll hält.



Referaten) der Studierenden gekennzeichnet sind. Als positiv werden demgegenüber vor allem Diskussionen und die Arbeit in Kleingruppen hervorgehoben (FRAGE 60).

Kritik an der Studienrealität und Belastungen sind je nach Geschlecht aber wiederum unterschiedlich gelagert. Nur Frauen bereitet die 'Wissenschaftlichkeit' Probleme. Bei FRAGE 59 äußern ausschließlich weibliche Studierende, daß sie ihr Studium als "zu theoretisch" oder "zu praxisfern" empfinden, bzw. bemängeln den "fachsprachlichen Überbau" oder den "theoretischen Ballast". Auch daß der Teilbereich Sprachwissenschaft von Frauen in den FRAGEN 43-45 (noch) negativer als von den Männern beurteilt wird, könnte demnach mit dem oft extrem theorielastigen, "abgehobenen" Charakter vieler linguistischer Lehrveranstaltungen zusammenhängen. Neben dem Faktor Geschlecht ist hier allerdings auch der jeweils angestrebte Studienabschluß ausschlaggebend für die unterschiedlich gelagerten Studienbelastungen. Die Wissenschaftlichkeit des Studiums wird ausnahmslos von Lehramtsstudentinnen als belastend erlebt, die - wie auch aus einer Reihe anderer Fragen/Antworten hervorgeht - stärker als MagisterstudentInnen an einem konkreten Berufsbild orientiert sind und ihr Studium daher an anderen Maßstäben messen.

Frauen leiden darüber hinaus stärker als ihre männlichen Kommilitonen unter der Überfüllung der Lehrveranstaltungen. Zur Verbesserung der Seminare schlagen 27% der Frauen eine Verringerung der Gruppengröße vor, Männer hingegen nennen diesen Faktor nur zu 12% (FRAGE 65). Die Orientierungslosigkeit im anonymen Unibetrieb wird als Belastung von 12% der Frauen und nur 2% der Männer genannt. Von den befragten Männern hingegen werden - unter Belastungen - etwas häufiger die wachsenden Leistungsanforderungen genannt (34% gegenüber 26% der Frauen), ebenso das Nachholen des Latinums (17% gegenüber 7% der Frauen).

Eine Diskrepanz zwischen Studienerwartungen und -erfahrungen ist - bei beiden Geschlechtern - auch erkennbar an den je nach Studienphase sich verändernden "Einstellungen" zum Studium. Eine positive Haltung im Grundstudium weicht so bei einigen Fragen Pessimismus oder Enttäuschung im Hauptstudium. Solche 'Desillusionierungseffekte' - soweit sie einer Querschnittsstudie, überdies mit unterschiedlichen Gesamtzahlen von Grund- und HauptstudiumsstudentInnen zu entnehmen sind - spiegeln beispielsweise die FRAGEN 47 und 48 wider:

**Frage 47: Glaubst Du, die Erwartungen werden erfüllt / teilweise / nicht erfüllt?**

| | Frauen (187) | | | Männer (41) | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | GS (132) | HS (55) | Gesamt | GS (27) | HS (14) | Gesamt |
| erfüllt | 14(11%) | 4( 7%) | 18(10%) | 10(37%) | - - | 10(24%) |
| teilweise | 91(69%) | 43(78%) | 134(72%) | 15(56%) | 12(86%) | 27(66%) |
| nicht | 15(11%) | 7 (6%) | 22(12%) | - - | - - | - - |

**Frage 48: Würdest Du gegebenenfalls die gleichen Fächer noch einmal studieren?**

| | Frauen (187) | | | Männer (41) | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | GS (132) | HS (55) | Gesamt | GS (27) | HS (14) | Gesamt |
| ja | 92(70%) | 32(58%) | 124(67%) | 23(85%) | 8(57%) | 31(76%) |
| ? | 26(20%) | 13(24%) | 39(21%) | 3(11%) | 5(36%) | 8(20%) |
| nein | 13(10%) | 10(18%) | 23(12%) | 1 (4%) | - - | 1 (2%) |

Hoffen im Grundstudium noch insges.24 Studierende (15%), ihre Erwartungen würden im Laufe des Studiums uneingeschränkt erfüllt, antworten so optimistisch im Hauptstudium nur noch 4 (6%). Gegenläufig ist die Tendenz bei der negativsten Antwortkategorie. Ähnliches gilt für FRAGE 48: Insgesamt 72% der Studierenden im Grundstudium würden die gleichen Fächer noch einmal wählen, im Hauptstudium nur noch 58% - was (trotzdem) auf eine relative hohe Akzeptanz des Faches/ der einmal getroffenen Studienentscheidung schließen läßt.

## 4. Studienzufriedenheit

Neben dem 'Desillusionierungseffekt' läßt sich den letzten beiden Fragen aber noch ein weiterer Befund entnehmen, der auch in anderen Bereichen der Erhebung zum Ausdruck kommt: Auch was die Studienzufriedenheit betrifft, gibt es Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Studierenden. Die Männer gehen zu einem größeren Anteil davon aus, daß ihre Erwartungen erfüllt werden (24% gegenüber 10% der Frauen); kein Mann wählt bei FRAGE 47 die negativste Antwortkategorie (gegenüber 22 Frauen = 12%). 76% der Männer, aber nur 66% der Frauen würden ihre Fachwahl wiederholen, nur 1 Mann beantwortet die diesbezügliche FRAGE 48 mit *nein* (gegenüber 23 Frauen). Am ablehnendsten antworten hier die Frauen, die sich zum Zeitpunkt der Evaluation im Hauptstudium befinden; von ihnen äußern 18%, sie würden ihre Studienfächer nicht noch einmal wählen. Dieser Befund bewegt sich im Rahmen dessen, was 1985 in der bundesweiten HIS-Studie unter deutschen Studierenden diverser Fachbereiche zur Studienzufriedenheit festgestellt wurde. Danach wollten 70% der Studierenden das gleiche Fach wiederwählen, wobei die Studentinnen tendenziell unzufriedener mit ihrem Studium waren (67% gegenüber 72% der Männer). Diese Tendenz ist in unserer Befragung noch etwas deutlicher ausgeprägt.

Frauen bezeichnen sich auch in geringerem Maße als aktiv in den Seminaren (29% gegenüber 49% der Männer / FRAGE 68) und beteiligen sich, obwohl ihnen die Beteiligung im Seminar laut FRAGE 71 genauso wichtig ist wie den Männern, nach eigener Auskunft weniger an Seminardiskussionen als Männer.



**Frage 69: Beteiligst Du Dich an Seminardiskussionen:** a) immer/ meistens, b) teils/teils, selten / so gut wie nie

| | Frauen (187) | | | Männer (41) | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | GS (132) | HS (55) | Gesamt | GS (27) | HS (14) | Gesamt |
| a) | 31 (24%) | 17 (31%) | 48 (26%) | 11 (41%) | 4 (29%) | 15 (37%) |
| b) | 56 (42%) | 28 (51%) | 84 (45%) | 11 (41%) | 6 (43%) | 17 (42%) |
| c) | 36 (27%) | 10 (18%) | 46 (25%) | 4 (15%) | 4 (29%) | 8 (20%) |

Feststellbar ist bei den Studentinnen allerdings eine tendenziell zunehmende Aktivität im Studienverlauf.[23]

In diesem Zusammenhang ist auch der letzte Fragenkomplex aufschlußreich, der sich in direkter Form mit dem hohen Frauenanteil in den Fremdsprachenfächern auseinandersetzt und in dem die Männer u.a. direkt nach ihrer Minderheitensituation befragt wurden (FRAGE 82). Ist eine solche Situation von Frauen in vergleichbaren Konstellationen (z.B. in naturwissenschaftlichen Fächern) häufig mit erheblichen Problemen verbunden, spiegeln auch diese Fragen ganz im Gegenteil ein hohes Maß an Zufriedenheit unter den männlichen Studierenden. Von den 39 Männern, die FRAGE 82 beantwortet haben, ist 21 (54%) ihre Minderheitensituation gleichgültig, bzw. sie finden sie akzeptabel. Weitere 12 (31%) beurteilen sie sogar explizit positiv und fühlen sich ausgesprochen wohl unter so vielen Frauen. Nur 3 Männer (8%) sehen ihre Lage kritisch oder leiden darunter. Die Relation von 80:20 zwischen weiblichen und männlichen Studierenden beurteilen die männlichen Befragten zu einem weit größeren Anteil als die Frauen positiv oder neutral (FRAGE 78). 79 Studentinnen (42%), die diese Situation bedauern, stehen nur 8 (20%) Studenten gegenüber. Auch aus den Kommentaren zu den übrigen Fragen und aus dem oben bereits erwähnten Antwortverhalten geht hervor, daß dieser Komplex von männlichen Studierenden häufiger für gar nicht wichtig gehalten oder nicht als problematisch wahrgenommen wird. Die generell größere Antwortbereitschaft der weiblichen Studierenden kann vor diesem Hintergrund hingegen (zumindest auch) als größeres Bedürfnis interpretiert werden, sich zu ihrer Studiensituation zu äußern.

Insgesamt scheinen die Männer, obwohl sie sich in einer Minderheitensituation und eher auf "fremdem Terrain" befinden, eher von dieser Situation zu profitieren als unter ihr zu leiden. Es scheint also keine Symmetrie zu bestehen zwischen der Situation der wenigen Frauen in Männerfächern, die unter ihrer Lage leiden, sich verstärkt beweisen und durchsetzen müssen, und der der wenigen Männer in Frauenfächern. Die Männer sehen die Proportion unter den Studierenden bei weitem nicht in dem Maße als problematisch an, wie das die weiblichen Studierenden tun, sondern äußern sich viel mehr indifferent ("ist mir völlig egal", "alle werden gleich behandelt" etc.) oder sogar sehr zufrieden.

[23] Wie schon im Zusammenhang mit dem Antwortverhalten erwähnt, machen Frauen ihr eigenes Verhalten im übrigen stärker von subjektiven Faktoren (eigener Befindlichkeit) abhängig als Männer (vgl. FRAGE 70), die dagegen häufiger "äußere" Faktoren wie 'Thema' ( M.: 54% - F.: 46%) und 'Dozentenverhalten' angeben.

Offen bleibt, ob die festgestellten Unterschiede hinsichtlich der Studienzufriedenheit damit zusammenhängen, daß die männlichen Studenten von vornherein realistischere Erwartungen an ihr Studium hatten, ob sie allgemein weniger unsicher sind und sich mehr zutrauen, oder ob sie weniger als die Frauen bereit sind, Unsicherheiten und Zweifel zuzugeben. Möglich ist aber auch, daß die Studienbedingungen eher auf sie zugeschnitten sind, und "Männer besser bedient werden" - wie Brigitte Bauer es nennt, die bei einer Untersuchung über Lehramtsstudiengänge mit vergleichbarer Geschlechterrelation ganz ähnliche Beobachtungen gemacht hat (Bauer 1979).

Dabei muß betont werden, daß die Frauen ihre tendenziell größere Unzufriedenheit mit der Studiensituation nicht am Verhalten ihrer männlichen Kommilitonen festmachen. Diese werden (FRAGE 81) überwiegend als "normal" / "okay" eingestuft und von 11% sogar ausgesprochen positiv beurteilt. Arrogant oder dominant finden nur 9% ihre Mitstudenten. Ebensowenig fühlt die Mehrzahl der Studentinnen sich von den Lehrenden benachteiligt. Nur 13% sind der Ansicht, Männer würden bevorzugt. Einhellig ist allerdings die Kritik an der Geschlechterrelation im Bereich der Lehre. Daß Lehrende männlichen Geschlechts hier klar überwiegen, wird von 45% der Studentinnen und 42% der Studenten kritisiert (im Hauptstudium sogar von insgesamt 71%), wobei in den Kommentaren vor allem auf die unterschiedliche Proportion je nach hierarchischer Position innerhalb der Lehre und auf die Diskrepanz zwischen den Verhältnissen unter den Studierenden und unter den Lehrenden hingewiesen wird.

## 5. Zugeschriebene Gründe für die "Feminität" der Romanistik

Abschließend soll noch darauf eingegangen werden, wie die Studierenden selbst (sich) erklären, daß Fremdsprachen noch immer in erster Linie ein "Frauenfach" sind. Als Gründe dafür, daß soviele Frauen Sprachen studieren (FRAGE 79), werden interessanterweise sowohl Faktoren genannt, die auch in der wissenschaftlichen Diskussion um die sprachliche Überlegenheit der Frau auftauchen (u.a. geschlechtsspezifische Sozialisation (32% aller Befragten), Begabung allgemein (19%), bzw. biologisch-genetisch verankerte sprachliche Überlegenheit (3%)), als auch solche, die sich in den gesellschaftlichen Vorurteilen über das Fremdsprachenstudium wiederfinden. So das historisch seit langem tradierte Vorurteil, für FS-Studien müsse man weniger denken können als vielmehr fleißig sein. Ein größeres Maß an Fleiß wird Frauen vereinzelt auch hier und ausgerechnet von weiblichen Befragten (5=3%) zugeschrieben. Daß Frauen Angst vor Naturwissenschaften haben, vermuten insgesamt nur 7%. Von 22% der Befragten wird ein größeres Interesse für bzw. mehr Spaß an Sprachen als Grund genannt. Immerhin 12% der Studierenden (darunter 4 männliche) vermuten, daß Frauen wegen ihrer kommunikativen und emotionalen Fähigkeiten für Fremdsprachen besser geeignet seien als Männer.

Daß Frauen sprachbegabter seien, wird von ihnen selbst häufiger angeführt (21%) als von den Männern (11%).[24] Die befragten Männer begründen die Frauen-Neigung zu FS hauptsächlich mit den gesellschaftlichen Einflüssen und der Sozialisation (42% gegenüber 30% der Frauen).

[24] Entsprechend haben bei FRAGE 12 auch mehr Frauen Begabung/Eignung als Motiv für die eigene Fachwahl angegeben.



Bei der Gegenfrage, warum sowenig Männer FS studieren (FRAGE 80), werden sehr viel häufiger Überlegungen im Zusammenhang mit dem Beruf angestellt als bei Frage 79. In kritischer ("Karrierestreben") und neutraler ("Berufsaussichten") Ausrichtung ist dieser Faktor mit 39% der Nennungen der Spitzenreiter. Von den männlichen Befragten führen sogar 56% berufliche Erwägungen als Grund an (Frauen nur 35%). Sozialisation und gesellschaftlich verankerte Rollenklischees werden öfter von den Frauen genannt (47% der Frauen , 36% der Männer). Die Männer gehen dagegen stärker als die Frauen davon aus, daß mangelndes Interesse bzw. anders gelagerte Interessen ausschlaggebend für den geringeren Männeranteil in den FS-Studiengängen sind.

Auffällig ist im Vergleich beider Fragen, daß auf das jeweils eigene Geschlecht bezogen sowohl von Männern als von Frauen das Interesse als ein entscheidender Fraktor angenommen wird, wohingegen dem anderen Geschlecht jeweils in stärker kritischer Ausrichtung eher fremde Einflüsse oder negativ gewertete Beweggründe unterstellt werden.

Daß Interesse und Spaß als Grund für die Entscheidung vieler Frauen, eine Fremdsprache zu studieren von den "Betroffenen" selbst an zweithäufigster Stelle genannt wird, unterstreicht noch einmal den generellen Befund der Göttinger Studienevaluation, daß das Romanistikstudium für die meisten Frauen nicht nur ein "Parkstudium" oder eine Wahl mangels anderer Möglichkeiten bedeutet, so wie das gesellschaftlich über lange Zeit eingeschätzt wurde. Immer wieder wurde behauptet, die Konzentration auf Frauenfächer hänge vor allem mit mangelndem Selbstbewußtsein oder einer Abwehr gegen eine männliche Konkurrenzsituation zusammen. *Angst vor Naturwissenschaften*, ein Grund, der in diese Richtung zielt, wurde in unserer Erhebung nur von 15 Befragten, darunter 2 Männer angeführt, - wenn allerdings auch, wie aus dem ersten Teil der Befragung hervorgeht, den Schülerinnen hier - trotz etwa gleich veranschlagtem Interesse - weniger Erfolg beschieden war als ihren männlichen Mitschülern. Nach wie vor scheinen Mädchen und Frauen in ihrer Orientierung auf Sprache(n), Kommunikation und "Soziales" mehr Bestätigung zu erfahren als für andere (potentielle) Interessen, mehr Erfolg zu verbuchen (und sich auch selbst hierfür eine größere Eignung zuzuschreiben). Darüber hinaus zeigt unsere Untersuchung aber auch, daß die Studentinnen ein hohes Maß an (intrinsischer) Eigenmotivation besitzen, gebunden insbesonders an das Erlernen und die (kommunikative) Ausübung der Fremdsprache, sowie an die persönliche Beziehung zu "Land und Leuten", die ihrerseits das Interesse an Geschichte, Kultur, Literatur fördert. Diese Konstellation erscheint uns durchaus tragfähig - und förderungswürdig im Sinne einer - vielleicht "typisch weiblichen", auf jeden Fall aber auch "humanen" Einstellung zum Studiengegenstand, der die Konzeption der Studiengänge, -inhalte und Arbeitsweisen ruhig etwas stärker entgegenkommen könnte. Nicht zuletzt sind es diese Eigenmotivationen, die Frauen dazu bringen, dem Fach Romanistik trotz unsicherer Berufsperspektiven und z.T. ernüchternden Studienerfahrungen die Treue zu halten - "malgré tout".

LITERATUR:

BAUER, Brigitte (1979): Zum "differentiellen Effekt" des Lehrerstudiums. Einige empirische Ergebnisse zur weiblichen Sozialisation an der Hochschule. In: S. Metz-Göckel (Hrsg.): *Zur alternativen Wissenschaftsaneignung von Frauen*, Hamburg, S.24-34

BEUTTER, Stephanie/ RIENÄCKER, Dörte (1994): *Romanistik - ein Frauenfach. Persönliche Voraussetzungen, Motivationen und Erwartungen an das Fremdsprachenstudium am Beispiel ausgewählter Ergebnisse einer Befragung von Studierenden des Studiengangs Diplom-Romanistik an der Universität GH Kassel.* Unveröff. Diplomarbeit, Universität GH Kassel

BIERBACH, Christine (1992): "Sprache und Geschlechter", in G, Holtus/ M. Metzeltin/ Cgr. Schmitt (Hg.), *Lexikon Romanistische Linguistik*, Bd. VI, 1 (Spanisch), Tübingen, 276-295

BÖRSCH, Sabine (1982): *Fremdsprachenstudium - Frauenstudium? Subjektive Bedeutung und Funktion des Fremdsprachenerwerbs und -studiums für Studentinnen und Studenten.* Tübingen

BÖRSCH, Sabine/KRUMM, Hans-Jürgen (1984): *Fremdsprachenunterricht an der Hochschule: Bericht über ein Forschungsprojekt zur Evaluation von Sprachlehrveranstaltungen am Zentralen Fremdspracheninstitut der Universität Hamburg.* Alsbach/Bergstaße

DÜWELL, Henning (1979): *Fremdsprachenunterricht im Schülerurteil. Untersuchungen zu Motivation, Einstellungen und Interessen von Schülern im Fremdsprachenunterricht.* Tübingen

EKSTRAND, Lars H. (1980): "Sex differences in second language learning? An empirical study and discussion of related findings", in: *Internat. Review of Applied Psychology*, vol.29, number 1/2, 205-259

FIEDLER, Susanne/ STANGE, Anja (1994): *Fremdsprachenstudium. Eine Evaluation des Studiengangs anhand einer Befragung von Studierenden des Studiengangs Studiengangs Diplom-Romanistik.* Unveröff. Diplomarbeit, Universität GH Kassel

GARDNER, R. C./LAMBERT, W. E. (1972): *Attitudes and Motivation in Second Language Learning.* Rowly, Mass. = Newbury House

GUIORA, Alexander Z./BRAUMON, Robert C. L./DULL, Cecilia Yoder (1972): "Empathy and Second Language Learning", in: *Language Learning* 1/ 1972, 111-130

GUIORA, Alexander Z. et al (1975): "Language and person. Studies in language behavior", in: *Language Learning* 1/1975, 42-61



HASSAUER, Friederike (1993): "Frauen - Nachwuchs - Romanistik", in *DRV-Mitteilungen* 1993/2, 89-98

HERVE, Florence (1973): *Studentinnen in der BRD: eine soziologische Untersuchung.* Köln

KAHLE, Irene / SCHAEPER, Hildegard: *Bildungswege von Frauen: vom Abitur bis zum Berufseintritt.* Hrsg. v. HIS (HochschulInformations-System). Hannover 1991

KRAMER, Johannes (1992): *Das Französische in Deutschland.* Stuttgart

KREMNITZ, Georg (1993): ""Romanistik - welche Zukunft für das'unmögliche Fach'?", in: *DRV-Mitteilungen* 1993/2, 84-89

MERTENS. Lothar (1989): "Die Entwicklung des Frauenstudiums in Deutschland", in: Dieter Voigt (Hrg): *Qualifikationsprozesse und Arbeitssituation von Frauen in der BRD und in der DDR*, Berlin, 9-40

METZ-GÖCKEL, Sigrid/ ROLOFF, Christine/ SCHLÜTER, Anne (1989): "Frauenstudium nach 1945 - Ein Rückblick", in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, B. 28/89, 7. Juli 1989

SCHAUB, Katja (1994): *Romanistik - ein Frauenfach? Motivationen, Einstellungen und persönliche Voraussetzungen zum Fremdsprachenstudium. Ergebnisse einer Befragung am Romanischen Seminar der Universität Göttingen im Sommersemester 1992.* Unveröffentl. Staatsexamensarbeit, Universität Göttingen

SCHRÖDER, Konrad (Hg.) (1980-85): *Linguarum recentium Annales. Der Unterricht in den modernen europäischen Sprachen im deutschsprachigen Raum. (1500-1800).* Augsburg, 4 Bde.

SODEN, Kristine von/ZIPFEL, Gabi (Hg.) (1979): *70 Jahre Frauenstudium.* Köln

TIETZ, Manfred: Romanistik - Quo vadis? In: *Mitteilungen des Deutschen Romanistik Verbandes*, 1993, 1, S.5-20

WODE, Henning (1993): *Psycholinguistik. Eine Einführung in die Lehr- und Lernbarkeit von Sprachen. Theorien - Methoden - Ergebnisse.* München; Hueber

# Französisch - Frauensprache?! Geschlechterspezifische Bedingungen Praxis und Bedarf von Hochschulsprachkursen/Französisch: Ergebnisse einer Befragung an der Universität Wien

Raphaela-Maria Marx, München

## 1. Einstieg

Zur Ergänzung des regulären Studiums bietet die Universität Wien ihren Studierenden aller Fakultäten zusätzliche Sprachkurse, u.a. Französisch an. Wer das Studium der französischen Sprache etwas intensiver vertiefen will, als es diese zweistündigen Veranstaltungen ermöglichen, kann auch an Grundkursen für spätere Romanisten teilnehmen[1].
Auf den folgenden Seiten soll es um Konvergenzen und Divergenzen weiblicher und männlicher Präsenz in diesen Veranstaltungen gehen.
Dabei stütze ich mich auf eine Untersuchung vom Sommersemester 1994. Allen Teilnehmenden der *HAF* und der *GK* wurde gegen Ende des Semesters ein standardisierter Fragebogen[2] vorgelegt, so daß durch einen Rücklauf von fast 100% ein Corpus aus 144 Fragebögen entstanden ist, in denen die Befragten im Rahmen von 29 Fragen Auskunft zu folgenden Themenbereichen geben:

I. *Zu ihrer Person*
II. *Zu ihrem fremdsprachlichen Hintergrund*
III. *Zur Französisch-Veranstaltung*[3].

Die folgende Darstellung versteht sich als Aufriß bestimmter geschlechterspezifischer Konstellationen innerhalb der beschriebenen Veranstaltungstypen und möchte eher Anlaß zur Diskussion geben denn fertige Analysen präsentieren[4]. Einzelne Fragen aus den o.g. drei Hauptkapiteln werden hierzu mit dem Faktor *Geschlecht* korreliert.

1 Die Veranstaltungen allgemeiner Art werden offiziell unter der Bezeichnung *Hörer aller Fakultäten* (HAF), die spezielleren unter *Grundkurse für Romanisten* (GK) geführt.
2 cf. Anhang
3 In diesem letzten Punkt ist auch eine Evaluation des Lehrbuchs "Espaces", mit dem alle 144 Teilnehmer Übungen arbeiten, enthalten (Alle *HAF* und *GK 1+2* Espaces I, *GK* 4 auch Espaces II).
4 Zunächst war auch nicht geplant, den Faktor "Geschlecht" bei der Untersuchung zu einer Hauptvariablen zu machen. Bei der Bearbeitung von Bedingungen, Praxis und Bedarf von Hochschulsprachkursen ganz generell kristallisierten sich jedoch interessante geschlechterspezifische Aspekte heraus, die kurz darzustellen mir lohnend erscheint.



## 2. Zur Person der Teilnehmer

Der statistische Durchschnittsteilnehmer an den Übungen *HAF* und *GK* ist weiblich, 30,47 Jahre alt, Geisteswissenschaftlerin, hat eine AHS-Matura[5], ist deutscher Muttersprache, "kann" als Fremdsprachen Englisch (und hat dies durchschnittlich 8,38 Jahre gelernt, studiert etc.), fallweise auch Französisch und ist Teilnehmerin einer *HAF*-Veranstaltung[6]. Dabei sind mehr als 2/3 Teilnehmer und Teilnehmerinnen der *HAF*:

Tabelle 1: TN und Veranstaltungstyp[7] (Frage III.15a)

TN HAF= 101=70% aller TN
TN GK = 43=30% aller TN.

Während jedoch im Französischstudium im engeren Sinne nur ca. 5% männliche Studierende anzutreffen sind, begeben sich ca. sieben Mal so viele (39% vs. 61% Frauen) zu einer der untersuchten Französischveranstaltungen. Und: 81% von den insgesamt 53 Männern besuchen die *HAF*, deren Gewinn doch nicht direkt kommerzialisierbar scheint!

Tabelle 2: Verhältnis m/w und Veranstaltungstyp (Fragen I.2 und III.15a)

m gesamt: 53=39%
davon **81% HAF**
davon 19% GK
---
w gesamt: 83=61%
davon 70% HAF
davon **30% GK**

Erwartungsgemäß dominieren die 18-30jährigen die Übungen: sie machen drei Viertel der Gesamtheit aus:

5 Sie entspricht dem deutschen Abitur eines Gymnasiums. Allerdings umfaßt die österreichische Matura acht Jahre höherer Schule, das deutsche Abitur neun.
6 Die folgenden Tabellen sollen die Aussagen im durchlaufenden Text ergänzen und verdeutlichen.
7 -Die 144 TN verteilen sich auf insgesamt 7 Übungen:
4 *HAF* (Stufen 1, 2, 3, 4)
3 *GK* (Stufen 1, 2, 4).
-Stundenumfang/Woche und Semester bei ca. 13 Wochen Semesterdauer:
*HAF*: 1 1/2 Stunden/Woche, 19,5 Stunden/Semester
*GK*: 3 Stunden/Woche, 39,5 Stunden/Semester.

Tabelle 3: Altersgruppen[8] (Frage I.1)

*Jahre/Prozent*

1. 18-30= 75% (davon 20-23=35% aller TN)
2. 31-40= 9,48%
3. 41-50= 2,9%
4. 51-60= 7,3%
5. 61-70= 5,1%
6. 71ff = 2,9%

Eine Zusammenschau der Variablen "Geschlecht" und "Alter" weist auf einen Generationensprung hin: in der Altersgruppe 1 (18-30) überwiegt der weibliche Anteil leicht; in den Altersstufen 2-4 nimmt der Anteil der Frauen zu; in der Altersstufe 5 überwiegen wiederum die Männer leicht (6+7 halte ich aufgrund des zu kleinen Samples und der leider lückenhaften Angaben - s.o.- für nicht aussagekräftig).

Tabelle 4: Alter+Geschlecht (Frage I.1 und I.2)

| | m | w |
|---|---|---|
| 1. 18-30 | **41%** | **59%** |
| 2. 31-40 | 38% | **62%** |
| 3. 41-50 | 25% | **75%** |
| 4. 51-60 | 22% | **78%** |
| 5. 61-70 | **57%** | 43% |
| 6. 71,74 | 0 | 100% |
| 7. 80,80 | 1, ? | ? |

Die Verteilung m/w in der Alterstufe 1 kann als relativ ausgewogen gelten, da der weibliche Anteil bei den Studierenden an der Universität ohnedies leicht überwiegt. Ab ca. 35, also in der Mitte der Alterstufe 2 bis einschließlich Altersstufe 4, beginnt in der Regel die Karrieresicherung bei denjenigen, die die Chance dazu haben; traditionellerweise sind das die Männer, so daß dort die Frauen deutlich in der Mehrheit sind. In der Alterstufe 2 befinden sich gewiß auch eine Reihe von sog. *Ewigsemestrigen* oder Studierende im Zweit- oder Drittstudium, auf die das Argument der Karrieresicherung (noch) nicht zutrifft. Hierdurch könnte sich der nicht so deutlich wie in Stufe 3 und 4 erkennbare Überhang von Frauen erklären lassen.

Die Verteilung Männer/Frauen an den einzelnen Fakultäten entspricht dem Anteil dieser Fakultäten an der Studienfächerpalette: knapp 1/3 der Männer sind Geisteswissenschaftler, weitere 15% kommen jeweils aus den Grund- und Integrativ- und

8 Da nicht immer alle TN alle Fragen beantwortet haben, kann - wie bei dieser Frage - die Gesamtprozentzahl zuweilen unter 100%, die Gesamtzahl unter 144 liegen.



den Naturwissenschaften. Die restlichen Prozentzahlen verteilen sich in geringer Menge auf die sonstigen Fakultäten[9].

3. Zum fremdsprachlichen Hintergrund

Für 62% aller Männer sind Fremdsprachen an sich in ihrem Studium notwendig (Frage II.10a), und für 78% der Frauen. Die Frauen studieren häufiger philologische Fächer als die Männer, und so erstaunt dieses Ergebnis nicht, zumal prozentual mehr Frauen als Männer angeben, diese Fremdsprachen für Prüfungen zu benötigen. Bei Männern überwiegen die Faktoren *Lesen fremdsprachiger Literatur*, *internationale Tagungen* (Frage II.10b)[10].

Interessanterweise fühlen sich prozentual ebenso viele Männer wie Frauen von ihren Hochschullehrern aus ihrem eigentlichen Fach angeregt, ihre Fremdsprachenkenntnisse im Studium zu vertiefen (Frage II.11a) (42% aller Männer vs. 43% aller Frauen). Der typische "Gretcheneffekt" läßt sich hier also nicht beobachten, demnach weibliche Studierende für Anregungen des (vorwiegend männlichen) Lehrpersonals empfänglicher als Männer wären.

Als für die eigene berufliche Zukunft wichtigste Sprache geben (in bezug auf die drei meist genannten Sprachen) 70% aller Teilnehmer an beiden Übungstypen Englisch, nur 0,7% Französisch und 0,6% Italienisch an:

**Tabelle 5**: Für die eigene berufliche Zukunft wichtigste Sprachen (Frage II.12)

| 1. Platz | Englisch gesamt:70% | Französisch gesamt: 0,7% |
|---|---|---|
| m (aller m) | 83% | 0,18% |
| w (aller w) | 68% | 17% |

Zunächst einmal ist aufschlußreich, daß immerhin 15% mehr Männer als Frauen Englisch als für ihre berufliche Zukunft wichtigste Sprache angeben. Ferner spielt für prozentual mehr Männer als Frauen aus den Alterstufen 2-4 Englisch diese vorrangige Rolle. Nun sind bei den Männern nicht mehr technische oder naturwissenschaftliche Fächer vertreten als bei den Frauen. Hinter diesen Zahlen scheinen zum einen andere Berufe und Berufsziele und zum anderen eine andere Einschätzung der Bedeutung von Sprachen zu stecken. Die Frauen studieren prozentual mehr philologische Fächer innerhalb der Geisteswissenschaften, auch Romanistik; die (relativ schwach vertretenen) Männer in den Altersgruppen 2-4 sind vielleicht anders geprägt und disponiert in ihrer Einschätzung der zweitgrößten Sprache der Welt, Englisch, möglicherweise auch durch einen bereits erfolgten Eintritt ins oder durch ein bereits beendetes Berufsleben.

9 Jus, Medizin, Architektur, Bodenkultur, BWL, Musikwissenschaftler

10 Diese Frage war frei zu beantworten; die Antworten wurden im Nachhinein kategorisiert.

Zum Vergleich die Antworten auf die Frage nach der Sprache, die in einem künftigen Europa die bedeutendste Rolle einnehmen wird:

**Tabelle 6.1**: Für das künftige Europa wichtigste Sprachen (1. Platz) (Frage II.13)

| 1. Platz | Englisch gesamt: 77% | Französisch gesamt: 0,7% |
|---|---|---|
| m (aller m) | 87% | 0% |
| w (aller w) | 77% | 0,8% |

Dieses Ergebnis korreliert tendenziell mit dem in Tabelle 5 dargestellten. Allerdings scheinen die Frauen deutlicher zwischen der individuellen und der berufsbedingten Bedeutung des Englischen zu unterscheiden. Hier könnte wieder der Faktor auschlaggebend sein, daß mehr Frauen ein Studium haben und/oder einen Beruf wählen wollen, in dem Französisch oder eine andere romanische Sprache nicht nur Verkehrsprache sein wird.

Fast absolute Übereinstimmung herrscht zwischen den männlichen und weiblichen Informanten bezüglich der zweitwichtigsten Sprache für Europa: Französisch. Allerdings erscheinen mir weder die Übereinstimmung noch die relativ hohen Zahlen besonders überraschend, da man bei Studierenden, die freiwillig neben ihrem Erststudium eine Sprache betreiben, von einer hohen Grundmotivation und dem Glauben an einen ökonomischen Nutzen dieser Sprache ausgehen kann:

**Tabelle 6.2**: Für das künftige Europa wichtigste Sprachen (2. Platz) (Frage II.13)

| 2. Platz | Englisch gesamt: 0,76% | Französisch gesamt: 53% |
|---|---|---|
| m (aller m) | 0,56% | 57% |
| w (aller w) | 1% | 57% |

4. Zur Französisch-Veranstaltung

Korreliert man nun die Variablen Alter/Geschlecht und Übungstyp, so scheinen die jüngeren Männer (18-30) motivierter, sich freiwillig, d.h. ohne direkt umsetzbare Anwendungsmöglichkeiten zu haben (HAF), mit der französischen Sprache auseinanderzusetzen: insgesamt sind 73% aller Männer, die an den untersuchten Übungstypen teilnehmen, unter 31 Jahren.



**Tabelle 7**: Verhältnis *HAF* und *GK* bei Männern unter 31 (Fragen I.1, I.2 und III.15a)

| | |
|---|---|
| m gesamt *HAF*: | 81% |
| davon <31: | 62% |
| m gesamt *GK*: | 19% |
| davon <31: | 11% |

Den Schluß aus diesen Ergebnissen zu ziehen, daß die Männer an der Uni, vor allem jüngere, motivierter sind, sich auf nicht direkt kommerzialisierbarer Basis mit dem Französischen zu beschäftigen, wäre vorschnell. Trotz aller Überraschung, die Tatsache, in einer traditionellen Frauendomäne (Französisch-Sprachkurse) so viele Männer anzutreffen, könnte genau aus dem Gegenteil heraus erklärbar sein: wer die *GK* besucht, studiert eine romanische Sprache, will gar später Französisch studieren - und bewegt sich mit festem Schritt einem unsicheren Berufsziel, vielleicht der Arbeitslosigkeit entgegen. Denn die Sprache ist hier (noch?) Selbstzweck!

Wer heute zusätzlich zu seinem Hauptstudium Französisch an der Universität lernt, verfügt à la longue über eine wahrscheinlich recht relevante Zeile mehr in seinem Curriculum Vitae: *mann* hat Sprachkompetenz(en), Sprache ist Mittel zum Zweck[11]. Vielleicht schließt sich hier doch wieder ein traditioneller Kreis; Teilnehmer an den *GK* streben z.T. den Lehrberuf an, der im Sprachenbereich immer noch frauendominiert ist. So könnte sich der relativ hohe berufliche Nutzen, den Frauen aus den Französischveranstaltungen ziehen wollen (prozentual fast doppelt so viele wie Männer) erklären lassen. (Beide -private und berufliche- Motive haben in beiden Gruppen ca. 20% angegeben.)

**Tabelle 8**: Zweck der erworbenen Französisch-Kenntnisse (Frage III.17)

| | Beruflich | Privat | Sonstiges |
|---|---|---|---|
| m | 32% | 63% | 6 |
| w | 59% | 66% | 4 |

In der Einschätzung des Lehrbuchs fällt auf den ersten Blick die große Übereinstimmung der Geschlechter auf. Auf den zweiten Blick jedoch stellt man fest, daß die älteren (41-70jährigen) zufriedener mit dem Lehrbuch sind als die jüngeren Teilnehmer. In dieser Altersgruppe gibt es nun deutlich mehr Frauen als Männer (cf. Tabelle 4), so daß die Schlußfolgerung erstens die Älteren generell als die Zufriedeneren und

zweitens vor allem die älteren Frauen als zufriedener denn die jüngeren Frauen und Männer dastehen läßt.

11 Was ja nichts grundsätzlich Anrüchiges ist!

**Tabelle 9**: Zufriedenheit mit Lehrbuch (Frage III.20)

| Note: | <3 | 3 | >3 |
|---|---|---|---|
| m | 51% | 28% | 18% |
| w | 50% | 28% | 17% |

Die Frauen beweisen sich indirekt durch ihre Angaben als etwas fleißiger als Männer, Männer geben dezidiert mangelnden Fleiß zu:

**Tabelle 10**: Vor- oder Nachbereiten der Sitzungen

| | m | w |
|---|---|---|
| HÜ | 58% | 69% |
| Zusätzliches | 41% | 45% |
| Nichts | 19% | 0,6% |

Der leicht größere Fleiß der Frauen ist eine logische Konsequenz aus den in Tabelle 8 aufgeführten stärker beruflich bedingten Lernmotiven der Frauen. Das deutliche Bekenntnis zum Nichts-Tun (außerhalb der Veranstaltungen) von Seiten der Männer (19%!) zielt jedoch eher in die Richtung eines Klischees: diese Männer gehören zu 15% (8 Personen) zur Alterstufe 1, nur 1 Befragter zur Alterstufe 2 und ein weiterer zur Alterstufe 5. Die Männer außer dem älteren Teilnehmer geben zu gleichen Teilen private wie berufliche Lernmotive (teils auch beide Motive) an, so daß in dieser Variable allein kein Anlaß zum Nichtstun liegen kann.

5. Kurzes Fazit: insgesamt scheinen mir die in der Untersuchung aufgetauchten Divergenzen eher generationen- denn geschlechterspezifisch zu sein.
Wenn sich bei der Wahl des Studiums vielleicht Traditionen und damit auch Klischees immer noch ungebrochen halten können[12] , so scheint bei den untersuchten Übungstypen eher der (kommerzialisierbare) Kommunikationswert des Französischen zu zählen. So kann die im Titel gestellte Frage *eindeutig* mit "jein" beantwortet werden: in Bezug auf Französisch als akademisches Objekt heißt die Antwort "ja", in Bezug auf Französisch als Inhalt eines Studium Generale lautet sie "nein". Hier scheint eine gewisse Emanzipation beobachtbar, ein relatives Gleichgewicht zwischen Männern und Frauen, von dem nur zu wünschen wäre, daß es auch das spätere Berufsleben prägen wird.

6. Anhang (Fragebogen)

12 Frauen wählen deutlich mehr romanistische Fächer, deren Inhalte sie beim späteren Breuf umsetzen werden (Lehr-, Übersetzer- und Dolmetschberufe)



QUESTIONNAIRE

**I. Zu Ihrer Person:**

Möchten Sie Ihren Namen angeben?

1) Ihr Alter: Jahre

2) ich bin O w
O m

3) Ihre Muttersprache(n):

4) Welche Fremdsprachen können Sie ? (Machen Sie Ihre Angaben bitte ohne Rücksicht auf Grad und Ausprägung Ihrer Fähigkeiten):

5) Wo bzw. wie haben Sie diese Fremdsprachen erworben und wie lange studiert? (z.B. Englisch - Schule - 3 Jahre; Russisch - Ferienkurs - 2 Monate etc.)

*Sprache* | *Institution/Erwerbsart* | *Dauer*

6) Ihr Studienfach?
Fakultät (z.B. GRUWI)

Fächer (z.B. Soziologie)

7) Ihr Studiensemester?

8) Ihr Schulabschluß? (z.B. HAK-Matura)

**II. Zu Ihrem fremdsprachlichen Hintergrund:**

9a) Haben Ihre Fremdsprachenkenntnisse Einfluß auf die Wahl Ihrer Studienfaches genommen?
O ja
O nein

9b) Wenn ja, in welcher Form?

10a) Sind in Ihrem aktuellen Studium Fremdsprachen notwendig?

O ja
O nein

10b) Wenn ja, inwiefern (z.B. Wahlpflichtfach für einen erfolgreichen Studienabschluß), und welche Kompetenzen benötigen Sie speziell (z.B. Schreiben, Lesen etc.)?

11a) Unabhängig von Ihrer Antwort zu Frage 10): wurden Sie von den Hochschullehrern Ihres Faches angehalten, Ihre Fremdsprachenkenntnisse zu vertiefen?

O ja
O nein

11b) Wenn ja, gibt es hierbei entsprechende inhaltliche Vorgaben oder Empfehlungen (in welcher Form die Vertiefung erfolgen soll, welche Bereiche der Kompetenz -Lesen, Sprechen etc.- Sie speziell fördern sollen)?

12) Welche Fremdsprachen erscheinen Ihnen für Ihre eigene berufliche Zukunft am wichtigsten (bitte unabhängig von Frage 10 beantworten)?

13) Welche Sprachen werden Ihrer Meinung nach in einem zukünftigen Europa eine Rolle spielen?

14a) Die Rolle welcher Sprache(n) wird zunehmen?

14b) Die Rolle welcher Sprache(n) wird abnehmen?

**III. Zur Französisch-Veranstaltung**

15a) Sie besuchen die Veranstaltung (bitte die laufende Semesterzahl [1-4] mit angeben!)

O Französisch für Anfänger (für Hörer aller Fakultäten)
O Grundkurs Französisch (für Romanisten)

15b) Wenn Sie bereits Vorkenntnisse in Französisch vor dem Besuch der Universitätsveranstaltung hatten: wo bzw. wie haben Sie diese Kenntnisse erworben und wie lange? (z.B. Schule - 3 Jahre; VHS - 2 Semester; -Ferienkurs - 2 Wochen etc.)

*Institution/Erwerbsart* | *Dauer*

16) Ihr Lehrbuch? Titel/Band

17) Wofür benötigen Sie die in dieser Übung erworbenen Kenntnisse?

O eher beruflich/studienbezogen
O eher privat
O sonstige:



18) Welche Bedeutung für Sie selbst messen Sie den folgenden Kompetenzbereichen bei (bitte skalieren Sie dabei folgendermaßen: 1=sehr wichtig, 5= eher unwichtig)?

Hörverstehen
Sprechen
Leseverstehen
Schreiben

19) In welchem Bereich möchten Sie Ihre Französischkenntnisse anwenden? (Bitte skalieren Sie wieder bei mehr als einer Angabe:
1=sehr wichtig, 5=eher unwichtig)

Lesen von Fachliteratur in meinem Studium
um mein Fach einmal in Frankreich studieren zu können
um auf Kongresse, Tagungen etc. in Frankreich im Rahmen meines Studiums bzw. der späteren Beschäftigung fahren zu können
im Urlaub in französischsprachigen Ländern
um eine weitere lebende Sprache zu erlernen
um meine Studienanforderungen zu erfüllen (Fremdsprachennachweis)
Sonstiges:

20) Sind Sie mit Ihrem Lehrbuch insgesamt eher zufrieden oder eher unzufrieden (Skalierung 1-5)?

21) Wie würden Sie folgende Bereiche des Lehrbuchs bewerten (bitte bewerten Sie jeden einzelnen Punkt nach der bekannten Skala: 1=sehr gut, 5=weniger gelungen):

Äußere Attraktivität
Übersichtlichkeit
Lernprogression
Grammatikerklärungen
otivation zum Weiterlernen
Nützlichkeit des vermittelten Vokabulars
Themenauswahl

22) Hätten Sie in der Lehrveranstaltung gern mehr

O Grammatikerläuterungen
O Erläuterungen zu Wortschatz und Idiomatik (französische Spracheigentümlichkeiten)
O Kleingruppenarbeit (2-3 Personen) zum Anwenden des Erklärten
O Arbeit im Plenum "à tour de rôle" (=der Reihe nach)
O Arbeit im Plenum, spontane Meldungen
O eigene Fragen stellen
O Hausübungen
O Landeskundliches

O Sonstiges:

23) Hätten Sie in der Lehrveranstaltung gern weniger

O Grammatikerläuterungen
O Erläuterungen zu Wortschatz und Idiomatik (französische Spracheigentümlichkeiten)
O Kleingruppenarbeit (2-3 Personen) zum Anwenden des Erklärten
O Arbeit im Plenum "à tour de rôle" (=der Reihe nach)
O Arbeit im Plenum, spontane Meldungen
O eigene Fragen stellen
O Hausübungen
O Landeskundliches
O Sonstiges:

24) Was ist genau passend?

O Grammatikerläuterungen
O Erläuterungen zu Wortschatz und Idiomatik (französische Spracheigentümlichkeiten)
O Kleingruppenarbeit (2-3 Personen) zum Anwenden des Erklärten
O Arbeit im Plenum "à tour de rôle" (=der Reihe nach)
O Arbeit im Plenum, spontane Meldungen
O eigene Fragen stellen
O Hausübungen
O Landeskundliches
O Sonstiges:

25) Wenn Sie schriftliche Übungen (in der Sitzung oder zu Hause machen), welche sind dann für Sie am effektivsten (bitte skalieren Sie wieder von 1-5: 1=sehr effektiv, 5=nicht effektiv)?

Einsetzübungen
Frage-Antwort-Spiel
Freies Formulieren (Fragen zu Text, Bildergeschichte etc.)
Bildbeschreibungen
Sonstiges:

26a) Bereiten Sie die einzelnen Stunden vor oder nach (gefragt ist nur Ihre prinzipielle Aktivität, nicht danach, ob Sie es immer tun...)?

O ja, in Form von Hausübungen
O ja, zusätzlich zu den Hausübungen
O nein

26b) Wenn ja, wieviele Stunden investieren Sie in Ihr Französisch-Studium pro Woche, zusätzlich zu der Lehrveranstaltung?



26c) Und in welcher Form?

27a) Haben Sie außerhalb der Lehrveranstaltung Kontakt zur französischen Sprache?

O ja
O nein

27b) Wenn ja, in welcher Form?

28) Sollten die Französisch-Veranstaltungen stärker spezifiziert sein (z.B. Französisch für HistorikerInnen etc.)

O ja; warum?
O nein; warum nicht?

29) Zusätzliche Bemerkungen?!

***MERCI 1000 FOIS DE VOTRE COLLABORATION!!!***

# Zum Mythos von der geschlechtsneutralen Symmetrie universitärer Kommunikation

Anke Gladischefski, Wien

> Wann hat es angefangen? Man meint, nicht mit dem Anfang, aber zuletzt weiß man: im Anfang. Da warnt dich etwas, und schon hörst du nicht zu, schiebst ein Gefühl, das du nachher für dein erstes ausgibst, vor ein wirklich erstes.
> Ingeborg Bachmann (Der Fall Franza)

## 1. Themenstellung

Bei der Beschäftigung mit Aspekten der Geschlechterdifferenz im Rahmen sprachwissenschaftlicher Fragestellungen bin ich auf einen Widerspruch gestoßen, der sicher nicht nur in dieser Disziplin kennzeichnend für die Vielschichtigkeit des Problembereichs und die daraus resultierenden Hindernisse für eine adäquate Thematisierung sein dürfte: Einerseits erscheint das Reden *über* Geschlechterdifferenz in Form von Publikationen und im Rahmen von Seminaren - zumindest in sich selbst als linksliberal[1] verstehenden Kreisen - weitgehend unproblematisch, da das mit der Fragestellung verbundene Spannungspotential auf der wissenschaftlichen Metaebene zu verschwinden scheint. Wie sonst ließen sich von männlicher Seite initiierte Seminare über "Männliches und weibliches Sprachverhalten" u.ä. erklären, die ja nicht zuletzt auch vom Willen zur Aufhebung von Asymmetrie zeugen, da sie eine gleichberechtigte Gesprächsebene zur Voraussetzung haben. Als weiteres Beispiel ließe sich die Themenwahl für die vorliegende Zeitschriftenausgabe anführen, die von männlichen Redaktionsmitgliedern angeregt und auch im mehrheitlich maskulinen Plenum problemlos akzeptiert wurde. Dem stehen auf der anderen Seite Fälle von Ausnutzung institutioneller und psychologischer Abhängigkeitsverhältnisse gegenüber, die bis zum (sexuellen) Mißbrauch reichen. Handelt es sich dabei 'nur um Ausrutscher' in veraltete Verhaltensweisen oder wird hier eine für die Betroffenen fatale Doppelbödigkeit sichtbar, die man als strukturellen Aspekt heterosexueller universitärer Kommunikation - auch oder *gerade* in sogenannten liberalen Kreisen - sehen muß?

Aufgrund eigener Erfahrungen und gestützt auf Publikationen, die aus unterschiedlichen Perspektiven die nach wie vor real existierenden Asymmetrien im universitären Bereich bezüglich ihrer Ursachen und möglichen negativen Folgen analysieren,[2] tendiere ich zur zweiten Möglichkeit, ohne allerdings deshalb individuelle Inkonsequenz bzw. menschliche Unzulänglichkeit als Ursachen gänzlich ausschließen zu wollen. Aus dem

1 Den in sich unscharfen Begriff "linksliberal" verwende ich in diesem Zusammenhang für den Emanzipations- und den damit verbundenen Egalitätsanspruch der 68er Bewegung.

2 Vgl. dazu v.a. Dietzen (1990), Hassauer (1994) und Rutter (1991), es dürften aber auch Werke wie etwa das Stück "Oleanna" von David Mamet in diesem Zusammenhang von Interesse sein.



Grund werde ich im folgenden versuchen, zunächst die unter der Oberfläche scheinbarer Symmetrie vorhandene Vielschichtigkeit heterosexueller Kommunikationsstrukturen in Ansätzen zu beschreiben, daran schließt sich dann die exemplarische Betrachtung eines männlichen Diskursbeitrags zum Thema feministischer Linguistik an, die der kritischen Überprüfung der eingangs formulierten These von der scheinbaren Neutralität auf der wissenschaftlichen Metaebene dienen soll.

Das Ziel dieser Überlegungen besteht darin, Möglichkeiten für einen klaren, inhaltlich symmetrischen Dialog auf universitärer Ebene aufzuzeigen. Dabei liegt es nicht in meiner Absicht - und das möchte ich ausdrücklich betonen, um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen -, `die Männer' anzuklagen oder gar bestimmte zu denunzieren, sondern mir ist hauptsächlich daran gelegen, perspektivische Verzerrungsmuster weiblicher Rezeption wie die Projektion von Kooperativität und voreilige Konzilianz, die mit für das Trugbild wissenschaftlicher Neutralität und kommunikativer Symmetrie verantwortlich sein dürften, abzubauen. Ich hoffe, dadurch einen Beitrag zu einem realistischeren Umgang jenseits des eingangs aufgezeigten Widerspruchs leisten zu können.

## 2. Die verdeckte Asymmetrie universitärer Kommunikationsstrukturen

Ein vornehmlich individualpsychologisch argumentierender Erklärungsansatz für die Diskrepanz zwischen wissenschaftlichem Diskurs und konkretem Umgang, wie ihn etwa das sozialpsychologische Attitude-Modell nahelegen würde, erscheint mir im vorliegenden Zusammenhang nicht ausreichend und nicht zuletzt auch für die Betroffenen wenig hilfreich, da hier die eigentlichen Ursachen aufgrund der nach wie vor nicht befriedigend systematisierbaren Zusammenhänge zwischen Einstellung und Verhalten[3] letztlich in einem nicht näher konkretisierbaren Bereich individueller Willkür vermutet werden müssen. Demgegenüber besitzen strukturelle Analysen inneruniversitärer Beziehungsmuster, wie sie etwa in primär geschlechtsneutraler Hinsicht von Pierre Bourdieu (1988) und speziell auf heterosexuelle Konstellationen bezogen von Agnes Dietzen (1990) vorliegen , einen wesentlich höheren Erklärungswert, da sie die komplexen Zusammenhänge zwischen der diskursiven Ebene und dem konkreten Kommunikationsverhalten zu erfassen erlauben.

Als grundlegendes Merkmal inneruniversitärer Organisation und der damit verbundenen Kommunikationsstrukturen wird von den genannten AutorInnen zunächst die Existenz von Abhängigkeitsverhältnissen konstatiert. Pierre Bourdieu führt diese v.a. auf die "Reproduktionsmacht" der Inhaber "universitären Kapitals", d.h. auf die institutionell verliehene und nicht in erster Linie auf fachlicher Qualifikation beruhende Macht zur Sanktionierung universitären Erfolgs zurück (Bourdieu 1988:149/150), und er beschreibt die daraus folgenden Beziehungen aus der Sicht der betroffenen Studenten, Assistenten etc. folgendermaßen:

3 Vgl. dazu Herkner (1986), der von der "niedrigen Korrelation zwischen Einstellung und Verhalten" (S. 247) spricht.

"[Sie werden] so zuweilen bis ins fortgeschrittene Alter hinein in jener gehorsam-unterwürfigen, kurz, ein wenig infantilen Haltung gehalten [...], die den guten Schüler noch jeden Alters auszeichnet." (Bourdieu 1988:155)

Diese Asymmetrien werden jedoch nicht explizit als solche deklariert und tragen dadurch zur Doppelbödigkeit bzw. zum "diffusen" Charakter inneruniversitärer Kommunikation bei. So kommt Agnes Dietzen zu dem Schluß: "Diffuse Abhängigkeitsverhältnisse sind charakteristisch für akademische Institutionen." (Dietzen 1990:18). Die Unklarheit beruht v.a. darauf, daß die reale Existenz von Hierarchien und daraus resultierenden Abhängigkeiten mit dem institutionellen Selbstverständnis, das sich über wissenschaftliche Verdienste innerhalb eines scheinbar gleichberechtigten Wettbewerbs definiert, nicht vereinbar ist, so daß bestehende Asymmetrien aus der Wahrnehmung und damit auch von der diskursiven Ebene verdrängt werden (Dietzen 1990:20). Im Falle heterosexueller Beziehungen führt dieser Mechanismus zu einer weiteren drastischen Konsequenz, nämlich zur Leugnung von Differenz, die sich im Typus der sogenannten "Token- oder Ausnahmefrau" manifestiert, die nur unter Verzicht auf wesentliche Aspekte ihrer weiblichen Identität zum gleichberechtigten Diskurs innerhalb des sozial nach wie vor als "Männerbund" organisierten Wissenschaftsbetriebes[4] zugelassen wird:

"Die Betonung ihrer `Ausnahme' von Seiten des Mentors und der Institution schließt latent immer die Annahme ein, daß sie gewisse Eigenschaften von Frauen nicht teilt, die es der Mehrzahl ihrer Geschlechtsgenossinnen nicht möglich macht, vergleichbaren Erfolg zu haben." (Dietzen 1990:33)

Dieses Phänomen der "Geschlechtsneutralisierung" von Frauen durch Zuweisung eines Sonderstatus läßt sich historisch gesehen durch die Postulierung "singulärer Exzellenz" als Bekräftigung "normaler Defizienz" des weiblichen Geschlechts erklären (Hassauer 1991:292) , die im heutigen Universitätsbetrieb trotz der zunehmenden quantitativen Präsenz von Frauen als Selektionsmechanismus *innerhalb* der Institution fortbesteht[5]. Denn der Zugang zu als genusunspezifisch deklariertem Wissen kann nach wie vor nur scheinbar "besonderen" Frauen gelingen, da er innerhalb der geltenden Rollendefinitionen notwendig mit der Entfremdung von der primär über Geschlecht (Mutter, Frau, Geliebte etc.) bestimmten weiblichen Identität einhergeht.

Die fatale psychologische Dynamik dieses historisch gewachsenen Musters, dessen Gültigkeit auf der ausschließlich definitorisch gesetzten Extension genusspezifischer Aspekte innerhalb der sozialen Bestimmung von Geschlechtsidentität beruht,[6] liegt in der

4 Vgl. dazu Honnegger (1986), S.296 und Hassauer (1994), S.33.

5 Vgl. dazu Hassauer (1994), S.32/33: "Geregelt wird die Verteilung des Wissens nun nicht mehr draußen, *vor* den Toren der Institution, durch die alte Anthropologie des wechselseitigen Ausschlusses von Weiblichkeit und Wissen, von Geschlechtsnatur und Wissenschaft. Geregelt wird die Verteilung des Wissens nun funktionsäquivalent durch Geschlechtersegregation *in* der Institution: durch die Mentalitäten, Riten und Praktiken der Professionalisierung, über die die Universität traditionell und über *longue durée* stabil ihre Mitglieder rekrutiert." (Hervorhebungen im Text)

6 Vgl. dazu Hassauer (1994), S.21: "Der 'kulturelle Konstruktionsapparat' *gender* verfertigt in der jüdisch-christlich-antiken abendländischen Tradition zwei völlig unterschiedlich konstruierte Geschlechtsidentitäten unter anderm dadurch, daß sie auf zwei strukturell völlig unterschiedlichen Extensionen von Geschlechts*natur* fundiert sind." und S.22/23: "Während weibliche Geschlechts*natur* hier auf eine so große Extension hochgeschrieben wird, daß sie mit Geschlechts*identität* zusammenfällt - *sex* wird deckungsgleich extendiert zu *gender* -; ist männliche Geschlechtsidentität bestimmt durch die Kunmulation einer wesentlich geringer extendierten Geschlechtsnatur, definiert durch *ratio*, durch '*intelligere*'." (Hervorhebungen im Text)



engen Verbindung von sozialer Geschlechterdifferenz (gender) und Asymmetrie[7]: Die generell in der Differenz enthaltene Bedrohung wird im Regelfall durch Asymmetrie `entschärft', bei der Aufhebung des hierarchischen Gefälles anläßlich des Eintritts von Frauen in akademische, sich selbst als meritokratisch egalitär verstehende Institutionen wird sie jedoch erneut wirksam und kann dann wiederum nur durch die Verdrängung der Differenz als solcher kompensiert werden. Das Resultat dieses Verschiebungsprozesses sieht dann meist so aus, daß die Beteiligten an einer heterosexuellen Kommunikation als Orientierungshilfe in der derart entstandenen unklaren und hochgradig ambivalenten Situation auf bekannte deutlich geschlechtlich konnotierte und meist asymmetrische Beziehungsmuster zurückgreifen, die diskursiv als symmetrisch deklariert werden und den unterlegenen Teil - in der Mehrzahl der Fälle die Frau[8] - den überwiegenden Preis der scheinbaren Neutralisierung zahlen lassen:

"Als Bewältigungsstrategie bietet sich [...] die Adaption einer konventionellen Geschlechtsrollenbeziehung wie die Vater-Tochterbeziehung oder ein erotisches Verhältnis an. Wir haben gesehen, daß dies meist mit Autonomiefallen für den weiblichen Part verbunden ist." (Dietzen 1990:35)

Ich möchte sogar soweit gehen, den auf diese Weise entstandenen Kommunikationsrahmen als *double-bind*-Situation zu bezeichnen, da er in signifikanter Weise den damit verbundenen Merkmalen entspricht: Es existiert eine bindende komplementäre Beziehung, die Kommunikation ist widersprüchlich bzw. unklar, da ein eindeutiger Interpretationshintergrund fehlt, und die metakommunikative Thematisierung der Situation ist nicht möglich (Watzlawick et al. 1969:195/196). Im Falle eines Mißbrauchs der in sich unklaren Kommunikationssituation wird die Ausweglosigkeit dieses Beziehungsmusters, die nach Watzlawick v.a. in der Unmöglichkeit metakommunikativer Erörterung liegt, besonders deutlich, da die Thematisierung der Situation auf der vorgegebenen Diskursebene weitgehend versperrt ist: Einen wichtigen Grund dafür bildet die Tatsache, daß zwischen der diskursiven Gleichstellung und der realen Asymmetrie eine Art Vakuum entsteht, die mit Peter Rutter als "Atmosphäre der erzwungenen Verschwiegenheit" (Rutter 1991:30) bezeichnet werden kann. Verschwiegenheit von seiten der Betroffenen aus Scham und Angst vor dem Verlust der (institutionellen) Beziehung, Verschwiegenheit von seiten der Verursacher und (potentieller) männlicher Zeugen aufgrund ähnlich gelagerter Wünsche, die über einen weitverbreiteten (Selbst) Entschuldungsmechanismus häufig zu dem Stereotyp "Sie hat es ja so gewollt." gerinnen (Rutter 1991:77ff. und 85). Aber selbst im Fall der Überwindung der psychologischen Barrieren stellt die Wahl der Mittel zur Aufhebung des Tabus ein weiteres Problem dar, existieren doch auf der als symmetrisch definierten Diskursebene keine adäquaten (sprachlichen) Kategorien für die Darstellung der realen Hierarchie, und auch der Verzicht auf den abstrahierenden Sprachduktus

7 Vgl. dazu Sandra Harding ($^2$1991): "Sowohl im menschlichen Denken als auch in der gesellschaftlichen Organisation und in individuellen Identitäts- und Verhaltensformen ist das soziale Geschlecht eine *asymmetrische* Kategorie" (S.56; Hervorhebung im Text).

8 Zur Beziehungsdynamik umgekehrter Fälle läßt sich angesichts der geringen Zahl solcher Konstellationen zum jetzigen Zeitpunkt noch wenig sagen.

intellektualisierender Betrachtung dürfte problematisch sein, da jenseits von Hysterie und emotionaler Sprachlosigkeit keine adäquaten sprachlichen Ausdrucksmittel für individuelles Leid zur Verfügung stehen.[9]

Nachdem ich die Rahmenbedingungen heterosexueller Kommunikationssituationen im universitären Bereich und deren mögliche negative Konsequenzen skizziert habe, möchte ich im folgenden Abschnitt die diskursive Ebene selbst genauer betrachten. Dabei geht es mir, wie bereits eingangs erwähnt, nicht darum, Schuldzuweisungen auszusprechen - genauso wenig ist es aber auch meine Absicht, existierenden Mißbrauch und "Verantwortungsflucht" in irgendeiner Weise zu rechtfertigen - ich stelle mir an dieser Stelle[10] vielmehr die Frage, ob der Eindruck von Symmetrie und Neutralität des Diskurses nicht *auch* ein Produkt projektiver Verzerrungen von seiten der Rezipientinnen ist. Die Wahl dieser Perspektive erscheint mir über die inhaltliche Aussage hinaus auch insofern sinnvoll, als es mir nicht zukommt, Unterstellungen in bezug auf die Handlungsmotive männlicher Kommunikationsteilnehmer zu formulieren, und es mir darüber hinaus wenig sinnvoll erscheint, Änderungen einer als unbefriedigend empfundenen Situation vom Gegenüber zu erwarten, zumal der Leidensdruck dort geringer sein dürfte. In diesem Sinn möchte ich die folgenden Überlegungen als eine Aufforderung zu mehr Realitätssinn - möglichst von beiden Seiten - verstanden wissen, der einen ersten Schritt aus der fatalen Dynamik komplementärer Kommunikationsrollen bedeuten könnte.

## 3. Analyse eines Beispiels männlichen Wissenschaftsdiskurses

Die Auswahl des betrachteten Textes - es handelt sich um den Aufsatz "Gedanken zu einigen Vorschlägen für eine geschlechtsneutralere Sprache" von Georg Kremnitz (Kremnitz 1989), in dem er sich mit "Das Deutsche als Männersprache" von Luise Pusch (Pusch 1980) auseinandersetzt, - begründet sich inhaltlich und biographisch. Vom inhaltlichen Standpunkt her erscheint es mir sinnvoll, einen Text zu einem geschlechtsspezifischen Thema zu wählen, da hier aufgrund der inhaltlichen Brisanz das Kommunikationsverhalten besonders ausgeprägt sein dürfte. Hinzu kommt, daß die wissenschaftliche Auseinandersetzung über dieses Thema sich zumeist im Rahmen heterosexueller Kommunikation vollzieht, da wesentliche Anstöße (bisher) hauptsächlich von Frauen gemacht wurden. Die Wahl des Autors begründet sich über die inhaltlichen Aspekte hinaus über die persönliche Kenntnis, d.h. in diesem Fall kann ich eine linksliberale Einstellung, die einen wichtigen Faktor für die Setzung diskursiver Symmetrie darstellt, als gegeben voraussetzen und als Folie für meine Interpretation heranziehen, was bei einer ausschließlichen Textkenntnis nicht in gleichem Ausmaß der Fall wäre.

Die zentrale Frage bei der Lektüre lautet: Welche Haltung nimmt der Autor zur geschlechtsspezifischen Fragestellung und der von ihm zitierten Autorin gegenüber ein? D.h. es geht nicht primär darum, inhaltliche Argumente aufzuzeigen und ggf. zu kritisieren

9 Den Anstoß zur Reflexion über das Fehlen einer adäquaten Sprache des Leids verdanke ich dem Vortrag von Johann Baptist Metz zum Thema der Theodizee, gehalten am 17.1.1995 in Wien.

10 Zur ethischen Dimension dieser Frage vgl. Abschnitt 4.



(obwohl sich auch da sicher vieles sagen ließe) als vielmehr nachzuprüfen, inwieweit die eingangs beschriebene Symmetrie auf der diskursiven Ebene tatsächlich vorhanden ist, bzw. ob bereits Brüche, die auf hierarchische Muster schließen lassen, im wissenschaftlichen Diskurs selbst erkennbar sind. Dabei möchte ich zunächst die Perspektivität des Autors, die von ihm selbst recht ausführlich thematisiert wird, näher betrachten, und in einem zweiten Schritt seine Argumentationslinien mit den von Marlis Hellinger und Beate Schräpel herausgearbeiteten Strategien eines antifeministischen, d.h. auf die Erhaltung des Status quo ausgerichteten Diskurses (Hellinger 1985) vergleichen, um entscheiden zu können, inwieweit der Autor seinem selbst gesetzten Anspruch, einen "solidarischen Diskussionsbeitrag" leisten zu wollen (Kremnitz 1989:215), im Text selbst gerecht wird.

In der Selbstdefinition des Autors hinsichtlich seines Zuganges zum Thema dominieren die Aspekte der Distanz und Hierarchie, was aus dem gleich zu Beginn thematisierten Zögern und den Vergleichen mit einer Kolonialsituation bzw. der eines (unabhängigen) Kritikers hervorgeht.[11] Mögen diese Vergleiche auch eher rhetorisch präventiv gedacht sein, so vermitteln sie doch zusammen mit dem Hinweis auf den solidarischen Charakter des Textes den Eindruck eines distanziert überlegenen Zugangs, der hier willentlich aufgehoben werden soll, indirekt jedoch das kommunikative Gefälle bestätigt. Die implizite Asymmetrie wird an den Stellen besonders deutlich, wo der Autor die besprochenen Inhalte mit den Intentionen der Autorin Luise Pusch in Beziehung setzt und dadurch ein kommunikatives Verhältnis zu ihr herstellt. Dabei kommt er zunächst zu dem Schluß, die ausführlich linguistisch begründeten Vorschläge Luise Puschs hauptsächlich als Provokation verstehen zu müssen, und erst in einem zweiten Schritt erkennt er sie als inhaltlich kompetente Gesprächspartnerin an:

> "Man kann Luise Puschs Vorschläge auf zweierlei Weise lesen: einmal als bewußte Provokation, welche die vorhandenen Ungleichheiten publikumswirksam darstellen will, auf eine Durchsetzung der vorgeschlagenen Veränderungen aber nicht zählt. Vieles [was genau? - A.G.] legt die Vermutung nahe, daß vor allem hierin die Absicht der Verfasserin gelegen hat; [...]
> Ich möchte jedoch im Folgenden weitergehen und die Vorschläge Luise Puschs ernstnehmen, d.h. sie auf ihre Realisierungsmöglichkeiten überprüfen." (Kremnitz 1989:218)

Es wäre sicher voreilig, diese Aussage allein als männliche Herablassung einer weiblichen Kollegin gegenüber zu werten, meiner Ansicht nach resultiert sie eher aus der mangelhaften Unterscheidung des Autors zwischen Absicht und Wirkung, d.h. Georg Kremnitz setzt hier *seine* Rezeption mit der Intention der Autorin gleich und leitet daraus die inhaltliche Zweitrangigkeit ihrer Aussagen ab. Es würde an dieser Stelle sicher zu weit führen, die derart entstandene kommunikative Beziehung im Detail zu analysieren, für den vorliegenden Zusammenhang mag es genügen daraufhinzuweisen, daß ein derart

11 "Es hat lange gedauert, bis ich mich zum Schreiben der folgenden Zeilen entschließen konnte: zum einen erscheint es mir allemal leicht mißverständlich, wenn heute ein Mann zu gewissen, von der feministischen Linguistik herkommenden Vorschlägen Stellung bezieht (nach dem Prinzip: `der Angehörige des Kolonialvolkes sucht immer den Kolonialismus zu entschuldigen' [...]) [...].
Ich bin mir natürlich dessen bewußt, daß ich damit in der delikaten Rolle des Kritikers agiere, der selbst nicht in der Lage ist, eine bessere Sinfonie zu schreiben." (Kremnitz 1989:215).

perspektivisch gebundener Zugang, der jedoch nicht als solcher deklariert wird, sicher nur schwer eine offene symmetrische Kommunikation erlaubt.

Aufgrund der Dominanz einer männlichen Außenperspektive erscheint es dann auch kaum verwunderlich, in der inhaltlichen Argumentationsweise Muster des typisch männlichen Diskurses wiederzufinden. Marlis Hellinger nennt vier solcher Strategien, nämlich ignorieren, beschwichtigen, herabsetzen und abraten (Hellinger 1985). Wobei sich im folgenden Text v.a. die Argumentationsmuster des Beschwichtigens und Abratens wiederfinden lassen. Das Fehlen explizit diskriminierender Strategien im vorliegenden Text ist sicher generell positiv zu werten, andererseits muß jedoch das Auftreten beschwichtigender Argumente gerade von seiten eines engagierten Soziolinguisten umso mehr erstaunen, als sich diese Strategie nach Hellinger folgendermaßen definiert:

> "Dabei wird der Zusammenhang zwischen Sprache und Gesellschaft geleugnet und auf die angenommene Bedeutungslosigkeit von Sprachwandel bei der Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse hingewiesen. Letztere wird aber verbal unterstützt." (Hellinger 1985:256)

Selbstverständlich leugnet Georg Kremnitz nicht den generellen Zusammenhang von Gesellschaft und Sprache, er zieht jedoch die Einflußmöglichkeiten von Sprache auf gesellschaftliche Verhältnisse in Frage, spricht er doch von "der Ferne von sozialer Praxis" (Kremnitz 1989:222) und entwickelt darüber hinaus den folgenden Argumentationszirkel, aus dem die Sprache als *gesellschaftlicher* Veränderungsfaktor ausgeschlossen bleibt:

> "Sozialpsychologisch gesehen könnten daher Gründe für die Durchsetzung von Veränderungen wie der hier vorgeschlagenen vor allem in einem veränderten kollektiven Sprachbewußtsein bzw. in einer neuen Sprachideologie liegen. Nun soll aber gerade das kollektive Bewußtsein durch die neue Regelung verändert werden; wäre es bereits entpatriarchalisiert, dann wäre zwar die Reform kein allzu großes Problem, andererseits aber auch kein dringendes Desideratum mehr." (Kremnitz 1989:220)

Dafür zieht er hauptsächlich Argumente heran, die Marlis Hellinger der Strategie des Abratens[12] zurechnet. Es handelt sich um Verweise auf scheinbar unumstößliche kommunikative Prinzipien wie Ökonomie und kommunikativen Ertrag:

> "Zwei der Grundprinzipien sprachlicher Kommunikation sind die Ökonomie des Aufwandes bei gleichzeitiger Maximierung des Mitgeteilten: keines dieser Prinzipien wird durch die Vorschläge wesentlich verstärkt." (Kremnitz 1989:219)

Diese werden jedoch nicht weiter präzisiert und veranlassen den Autor dann zu der generalisierenden Folgerung:

12 Diese Strategie beschreibt sie im einzelnen wie folgt: "Mit dem Hinweis darauf, daß nichtsexistische Äußerungen gewissen, oft gar nicht präzisierbaren Prinzipien von sprachlicher Korrektheit, Ökonomie oder sogar Schönheit widersprechen, wird von deren Gebrauch abgeraten." (Hellinger 1985:257).



> "Es gibt indes auch eine Variable, die ich den `Traditionalismus der Sprecher' nennen möchte, und die schlicht besagt, daß funktionierende sprachliche Verfahren nicht *ohne Not* aufgegeben werden." (Kremnitz 1989:219/220; Hervorhebung von mir)

Meiner Ansicht nach können diese Aussagen nur als Ausdruck von Geschlechtsblindheit gewertet werden, da hier auf die Differenzierung zwischen unterschiedlichen Kommunikationsinteressen zugunsten einer Generalisierung männlicher Ansprüche an Kommunikation verzichtet wird, die im bestehenden System z.B. im Fall generischer Formen vollauf befriedigt sein dürften. Stellt denn demgegenüber die Leugnung weiblicher Identität durch maskulin dominierte Sprachkategorien (weist der Autor doch selbst auf die psychologisch motivierten Verbindungen zwischen *genus* und *sexus* hin (Kremnitz 1989:217)) keine "Not" dar, die u.U. auch komplexere sprachliche Veränderungen in ausreichendem Maß legitimieren könnte? Eine derart vorschnell generalisierende Position verwundert von seiten eines Autors umso mehr, der im Rahmen seiner soziolinguistischen Publikationen auf die verheerenden psychologischen Folgen sprachlicher Unterdrückung, den Selbsthaß, ausdrücklich hinweist und dabei zu dem Schluß kommt:

> "Jeder Sprecher hat das Recht auf Verwendung `seiner' Sprache, aber er hat auch das Recht, die Sprache seinen Kommunikationsbedürfnissen anzupassen, sonst säße er in einem Gefängnis, das ihn daran hinderte, seine Möglichkeiten auszudrücken, das letztlich auch intellektuellen und materiellen `Fortschritt' unmöglich machen würde." (Kremnitz 1990:68)

Ich kann mich dabei des Eindrucks nicht erwehren, daß die Rechte sprachlicher Minderheiten hier mehr gelten als die Forderungen der Frauen, die sich in der paradoxen Situation befinden, eine quantitative Mehrheit mit qualitativem Minderheitenstatus zu sein. Diese Wahrnehmungsverzerrung - oder sollte es sich gar um einen "blinden Fleck" handeln? - dürfte allerdings gerade innerhalb der Soziolinguistik kein Einzelfall sein, gilt hier die Frau doch nach wie vor eher als "Störvariable", die sich am "Prototyp Mann" messen lassen muß (s. Kotthoff 1992).

Hinsichtlich meiner Fragestellung bleibt festzuhalten, daß im vorliegenden Diskurs deutliche Brüche zu erkennen sind, die einen ersten (vom Autor durchaus beabsichtigten) Eindruck von neutraler Symmetrie[13] zunichte machen. Denn die implizite Hierarchie solidarischer Kommunikation und die inhaltliche Geschlechtsblindheit sind sicher kaum mit den Prinzipien einer gleichberechtigen Auseinandersetzung vereinbar. Ich möchte meine Überlegungen jedoch nicht auf dieser vornehmlich diagnostischen Stufe schließen, sondern abschließend versuchen, Anätze für eine Veränderung der Situation aufzuzeigen.

13 So versteht sich der Autor in seiner Einleitung als neutraler Vermittler zwischen verhärteten Positionen: "Nun hat allerdings in weiteren Kreisen eine wirkliche *Diskussion* der Problematik noch kaum stattgefunden, vielmehr haben sich zu oft die Lager in ihren Positionen verschanzt und scheinen für Einwände nur in geringem Maße offen. Eine solche Situation würde es gelten aufzubrechen." (Kremnitz 1989:215; Hervorhebung im Text).

## 4. Möglichkeiten für eine verbesserte Orientierung im universitären "Kommunikations-Nebel"[14]

Der Wechsel von der strukturellen Analyse universitärer Kommunikation zur Frage nach den Möglichkeiten der Veränderung impliziert die Verlagerung meines Zugangs zur geschilderten Problematik von einer primär deskriptiv rationalen Betrachtung zu einer vornehmlich normativ ethischen. Denn angesichts der enormen psychischen Leiden, die durch den Mißbrauch von Abhängigkeitsverhältnissen, d.h. vor allem durch den damit verbundenen Vertrauensbruch entstehen und deren Verarbeitung oft Jahre braucht (vgl. Rutter 1991), erscheint mir eine ausschließlich wertneutrale Bedingungsanalyse, die sich auf die Beschreibung der scheinbar personenunabhängigen Eigendynamik komplementärer Beziehungsrollen beschränkt, nicht zuletzt auch aufgrund der dadurch suggerierten Veränderungsresistenz inadäquat.[15] Dabei geht es mir jedoch keinesfalls darum, ein simples Täter-Opfer-Schema zu etablieren, ich möchte vielmehr meine folgenden Überlegungen um den Begriff der Verantwortung zentrieren, da dieser im Gegensatz zu demjenigen der Schuld über die Reflexion der Wertorientierung des eigenen Handelns eine zukunftsorientierte und damit heilende Entwicklung für beide Seiten eröffnet.

Ich werde mich im folgenden v.a. auf die von der Hierarchie am meisten Betroffenen, die Kommunikationsteilnehmerinnen, konzentrieren, was jedoch nicht bedeuten soll, daß auch in diesem Fall der Hauptteil der Beziehungsarbeit vom weiblichen Teil - quasi im Sinne einer schon fast "lieben Gewohnheit" - geleistet werden sollte. Im Gegenteil, aufgrund der hierarchischen Struktur kommt den männlichen meist statushöheren Beteiligten sicher der größere Teil an Verantwortung zu, da die übergeordnete Situation ihnen einen ungleich größeren Handlungsspielraum bietet. Gerade im Fall unklarer Rollendefinitionen trägt dieser allerdings gleichzeitig die Verpflichtung zur Selbstbescheidung in sich, was angesichts der beschriebenen Mißbrauchsmöglichkeiten nicht nachdrücklich genug betont werden kann:

> "Man vergißt manchmal leicht, daß diese Macht nur verliehen wurde; sie darf nur innerhalb fest umrissener Grenzen ausgeübt werden, und sie ist kein Freibrief, um [...] diese Grenzen aufzuheben, `im besten Interesse unserer Untergebenen' zu handeln, und sie angeblich zu ihrem eigenen Nutzen in Wirklichkeit zu verraten." (David Mamet)

Aus meiner Perspektive erscheint es mir jedoch sinnvoller, in diesem Zusammenhang auf den damit verbundenen Appellcharakter zu verzichten, da dieser neue Abhängigkeiten schafft, um statt dessen die auch in einer hierarchisch untergeordneten Position vorhandenen Handlungsalternativen aufzuzeigen. Ein wesentlicher Schritt für die Verbesserung unklarer Kommunikation dürfte in einer veränderten Wahrnehmung liegen,

14 Schulz von Thun 1981, S. 181.

15 Zum psychologischen Veränderungspotential vgl. Schulz von Thun 1981, S.168: "Es gibt kein Leben ohne Bedingungen. Seien diese nun humanitätserleichternd oder -erschwerend: Immer kommt es entscheidend auf die Menschen an, die *innerhalb* und *trotz* dieser Bedingungen, u.U. auch *gegen* sie, die Menschlichkeit durch ihr Verhalten verwirklichen. Und es gibt keinen Grund, mit dem Abbau der humanitätsbehindernden Bedingungen *innerhalb* des Individuums zu warten, bis die äußeren Bedingungen besser sind." (Hervorhebungen im Text)



da bereits mit einer differenzierteren Sicht der für das Handlungsdilemma von double-bind-Situationen verantwortliche enge Rahmen gesprengt wird (vgl. Watzlawick et al. 1969:202). Kommunikationspsychologisch formuliert konzentriert sich diese geänderte Wahrnehmung auf die Beziehungsebene von Kommunikation, die, sobald sie z.B. durch die Sensibilisierung für Brüche im Diskurs in ihrer Doppelstruktur von diskursiver Symmetrie und institutioneller Abhängigkeit erkannt wird, auch neue Handlungsspielräume eröffnet. Denn sobald die von diskursiver Gleichstellung verdeckte Asymmetrie als solche erkannt wird, wird es - zumindest in einem frühen Stadium der Beziehungsgeschichte - möglich, sich bewußt auf der zweiten Ebene zu verhalten und so Unklarheiten und Übergriffe, die im Rahmen der unausgesprochenen kompensatorischen Verhaltensmuster von Vater-Tochter-Beziehungen oder erotischen Verhältnissen wahrscheinlich sind, unter Berufung auf die institutionell vorgegebenen Rollendefinitionen direkt zurückzuweisen oder auch explizit zu thematisieren. Damit wäre ein wichtiger Schritt zu einer eigenständigen Beziehungsdefinition getan, der sich deutlich von der in verdeckten asymmetrischen Beziehungsmustern üblichen Form des "Durchgehen-lassens" (Schulz von Thun 1981:179), weil es 'doch nicht so gemeint sein kann', unterscheidet. Darüber hinaus dürfte eine solche *aktive* Beziehungsgestaltung - selbst wenn sie erst im Anschluß an einen erfolgten Mißbrauch vorgenommen wird - auch nicht ohne Einfluß auf die gesamte Kommunikation bleiben, da die Veränderung eines Teils immer auch die Modifikation des gesamten interaktiven Gleichgewichts bzw. der interpersonalen Dynamik bedeutet und so beiden Beteiligten neue Wege des Umgangs eröffnet.

Die eigentliche Herausforderung für die Beteiligten an universitärer Kommunikation liegt also darin, die institutionelle Hierarchie zunächst als solche zu erkennen und zu akzeptieren - wenn auch nicht unbedingt zu billigen -, um darauf aufbauend in wechselseitigem Respekt eine auf der Inhaltsebene symmetrische Gesprächsebene schaffen zu können. Denn inhaltliche Glaubwürdigkeit und didaktischer Erfolg hängen nicht zuletzt auch von der Klarheit des kommunikativen Rahmens wissenschaftlicher Arbeit ab, die sicher nicht durch die Verdrängung solch elementarer Aspekte wie der Geschlechterdifferenz erreicht werden kann. Diese Bedingungen in eigenverantwortlicher Weise, die auch mit Unterschieden produktiv umzugehen weiß, zu gestalten, ist eine unserer wichtigsten Aufgaben. Denn:

> "Den Unterschied in der Gleichheit leben: Das ist leichter gesagt als getan."
> (Tzvetan Todorov; Motto von Kremnitz 1990)

*Literaturhinweise*


Bourdieu, Pierre, 1988. *Homo academicus*. Frankfurt a.M.

Dietzen, Agnes, 1990. "Universitäre Sozialisation: Zur Problematik eines heterosexuellen Beziehungsmodells: Mentor - Protégée." In: *Die Philosophin* 1, 18-40.

Harding, Sandra, [2]1991. *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Hamburg.

Hassauer, Friederike, 1991. "Die alte und die neue Heloisa: weibliche Zugänge zur Schrift". In: Lundt, Bea (Hg.), 1991. *Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter - Fragen, Quellen, Antworten*. München, 277-303.

Dies., 1994. *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens*. Wien.

Hellinger, Marlis, 1985. "Reaktionen auf die `Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs'". In: Dies. (Hg.), 1985. *Sprachwandel und feministische Sprachpolitik: Internationale Perspektiven*. Opladen, 255-260.

Herkner, Werner, 1986. *Einführung in die Sozialpsychologie*. Bern, Stuttgart, Toronto.

Honegger, Claudia, 1986. "Epilog". In: Hausen, Karin/ Nowotny, Helga (Hg.), 1986. *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt, 293-299.

Kotthoff, Helga, 1992. "Unruhe im Tabellenbild? Zur Interpretation weiblichen Sprechens in der Soziolinguistik". In: Günthner, Susanne/ Kotthoff, Helga (Hg.), 1992. *Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen*. Stuttgart, 126-146.

Kremnitz, Georg, 1989. "Gedanken zu einigen Vorschlägen für eine geschlechtsneutralere Sprache". In: *Semiotik der Geschlechter*. Akten des 6. Symposiums der Österreichischen Gesellschaft für Semiotik Salzburg 1987, 1989. Stuttgart, 215-225.

Ders., 1990. *Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit. Institutionelle, gesellschaftliche und individuelle Aspekte*. Wien.

Pusch, Luise, 1980. "Das Deutsche als Männersprache". In: *Linguistische Berichte*, 1980, 69, 59-74.

Rutter, Peter, 1991. *Verbotene Nähe. Wie Männer mit Macht das Vertrauen von Frauen mißbrauchen*. Düsseldorf, Wien, New York.

Schulz von Thun, Friedemann, 1981. *Miteinander reden: Störungen und Klärungen*. Reinbek bei Hamburg.

Watzlawick, Paul et al., 1969. *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern, Stuttgart, Wien.




## La problemática "escritura/lengua y sexo" en Latinoamérica

Ludmila Damjanova, Viena

La presente aproximación a la problemática "escritura femenina/escritura masculina" y "lengua y sexo" en América Latina no pretende una aclaración de todos sus aspectos. Es más bien una orientación para las/los interesadas/os. Los datos y comentarios que ofrezco sirven de información sobre el debate relacionado al tema que tiene lugar en diferentes países latinoamericanos, algunos de los eventos realizados y una bibliografía que tampoco es exhaustiva. Escogí para mi análisis varios libros y artículos que, según mi opinión, tienen importancia y demuestran las tendencias y los debates existentes en América Latina.

Me parece oportuno analizar el tema desde las siguientes perspectivas:

1. Simposios y congresos dedicados al tema "Mujer y literatura";
2. La literatura de mujeres, la crítica literaria feminista, la escritura femenina;
3. Lengua y mujer, lingüística feminista;
4. Entrevistas con escritoras centroamericanas.

Antes de abordar el tema me gustaría subrayar la estrecha relación de la discusión sobre la escritura femenina (literatura de mujeres, crítica literaria feminista, etc.) a la defensa de los derechos humanos de las mujeres en Latinoamérica. Voy a mencionar sólo un hecho: el problema sobre los derechos de las mujeres fue planteado por primera vez oficialmente frente a la Comisión para la Defensa de los Derechos Humanos en Centroamérica (CODEHUCA) en 1994, a pesar de que la organización existe ya desde hace 14 años. Tales hechos nos hacen pensar una vez más en las condiciones difíciles en las que viven y crean muchas mujeres. Tal vez por eso encontramos más estudios que tienen que ver con la situación social e histórica de la mujer.

Por otra parte, se puede plantear el problema sobre la (in)existencia de intereses comunes femeninos en América Latina. ¿Cómo definirlos desde la perspectiva de la mujer blanca/negra/indígena, intelectual, burguesa/obrera/ama de casa/guerrillera, de izquierda/de derecha, etc? Se considera que los estudios realizados sobre las relaciones "mujer y lengua", "mujer y literatura" se han realizado sobre todo desde el punto de vista de la mujer de clase media, blanca y heterosexual. Los espacios de la literatura de minorías fueron abordados en el segundo Coloquio Fronterizo de 1988 en México, donde el contacto de las culturas se revela y analiza a través de la categoría de género. Las ponencias editadas por Lopez, Aralia et al[1] forman un libro pionero de la crítica literaria feminista en México.

Las publicaciones desde otras perspectivas se han hecho sobre todo en Estados Unidos, aunque en parte por autoras hispanohablantes.

1 *Mujer y literatura mexicana y chicana. Culturas en contacto 2*, México, El Colegio de México, 1990.

¿Tiene sexo la escritura? Hay opiniones totalmente controvertidas. En Chile, durante el primer Congreso Internacional de Literatura Femenina Latinoamericana, que tuvo lugar en 1987, se debatieron cuestiones relacionadas con la existencia de una literatura femenina específica. Estos debates siguieron en otros países latinoamericanos y recientemente en el mes de noviembre de 1994 tuvo lugar en España (Cádiz) el simposio "Mujer y creación literaria". A la opinión de muchas escritoras, entre ellas la uruguaya Cristina Peri Rossi, de que sí hay, se opusieron otras, como Ana María Matute, diciendo que sólo cree que hay libros buenos y libros malos y que admite diferencias sólo en los temas tradicionales (maternidad, ternura). Tales afirmaciones limitan de nuevo a la escritora a su condición de mujer en el sentido tradicional. Esta posición es defendida por muchas escritoras. Dicha negativa me parece comprensible (a pesar de que creo que se están traicionando a sí mismas, como mujeres) teniendo en cuenta que las mujeres no quieren verse marginalizadas a través de una contraposición a la creación masculina. En este caso la creación masculina parece la norma y la femenina la excepción. De esta forma, ya desde un principio, ésta partiría desde una posición inferior por definición. Las mujeres escritoras se ven obligadas a debatirse entre la perspectiva femenina y la necesidad de expresarse por medio de una lengua social más apta para satisfacer las necesidades comunicativas masculinas, porque hasta este siglo la mujer no tenía el derecho de poseerla y ejercerla y estaba condenada a un rol pasivo-silencioso.

El Colegio de México ya dispone de una relativamente larga tradición en el dominio de la investigación de las relaciones de género y promoción de los estudios de la mujer: en 1983 fue creado El Programa Interdisciplinario de Estudios de la Mujer (PIEM). Los Cursos de Verano para Extranjeras, que se ofrecen desde hace 5 años, se basan en un programa amplio, cuyos temas abarcan: el pensamiento feminista latinoamericano y en particular el mejicano, la historia de la mujer en México, creación y crítica literaria, teoría de género e identidad, sexualidad, familia, vida cotidiana, etc. No encontramos, sin embargo, una sección dedicada a la relación "lengua y mujer". Este vacío no se observa solamente en este evento. Parece que los temas centrados en la situación de la mujer frente a la ley, en el marco político y económico, las condiciones de vida y la búsqueda de equidad prevalecen en América Latina y el Caribe. Tal vez por eso encontramos en cada país varias revistas con orientación femenina, cuyos temas principales son la violencia contra las mujeres, mujer y mundo de trabajo, demandas de incrementar la participación de las mujeres en las instituciones de Estado, la salud y la educación de la mujer, etc., pero sólo esporádicamente es tratado un tema meramente lingüístico.

En el recientemente celebrado Congreso Internacional de Literatura Centroamericana en el mes de febrero de 1995 en Guatemala, tuvieron lugar varias secciones dedicadas especialmente a las escritoras ("El vigor de Gioconda Belli", "Voces de mujeres nicaragüenses", "Presencia de las mujeres centroamericanas"). Llamó la atención la gran actividad de las científicas y las creadoras nicaragüenses en este dominio. Hecho que se podría vincular con la época sandinista en Nicaragua, durante la cual, sin llegar a idealizar los logros, se abrieron nuevos espacios creativos para las mujeres.



En la sección lingüística del congreso, sin embargo, no fue tocado ningún aspecto de la relación "Mujer y lengua".

## 2. La literatura de mujeres, la crítica literaria feminista

El aspecto más trabajado y analizado de la relación "mujer y literatura" consiste en los nuevos análisis críticos desde el punto de vista femenino de escritoras latinoamericanas cuya creación, tanto poética como narrativa, había sido analizada por los críticos tradicionales, ocultándo muchas veces su contenido feminista, y la mayoría de las ideas subversivas respecto a la cultura patriarcal. Por eso me parece correcto lo que dice Adrianne Rich:

> "La revisión - el acto de mirar atrás, de mirar con ojos nuevos, de asimilar un viejo texto desde una nueva orientación crítica - es para las mujeres más que un capítulo de historia cultural: es un acto de sobrevivencia."[2]

Citando de la ponencia de Enrico Mario Santi, *"El sexo de la escritura"* en el simposio "Nuevas aproximaciones a poetas mujeres hispánicas" (1980 en Ithaca College):

> "En el caso de la escritora del mundo hispánico la urgencia política que acompaña al discurso crítico se acentúa aún más. Dentro de la marginalidad de las culturas y literaturas hispánicas, la marginalidad de su literatura femenina significa una doble represión; así como el Occidente colonizador margina al Tercer Mundo, el proverbial machismo hispánico censura la literatura escrita por sus mujeres." (Santi 1994:197)

A la escritora se han dedicado en las últimas décadas múltiples simposios, antologías, por ej. la de Juana Arancibia, *Evaluación de la literatura femenina de Latinoamérica. Siglo XX.* Vols. I y II, Costa Rica, Editorial Universitaria Centroamericana, 1985, así como múltiples reseñas.

En 1993 tuvo lugar en la Universidad Autónoma Metropolitana Azcapotzalco (México) el 1er Congreso de Escritoras Contemporáneas, donde entre las múltiples ponencias destaca la de Nattie Golubov, *"La crítica literaria feminista contemporánea: entre el esencialismo y la diferencia"*, que tematiza las dos aproximaciones al texto literario: la primera, que niega la singularidad de la conciencia literaria femenil y postula la existencia de valores universales y únicos para juzgar la literatura, y la segunda que basa sus teorías sobre la creatividad fenenina, suponiendo la existencia de una identidad genérica más o ménos estable que se representa en el texto.[3]

---

2 Adrienne Rich, "When We Dead Awake: Writing as Revision" en: *On Lies, Secrets and Silences: Selected Prose 1966-1978*, W. W. Norton, Nueva York y Londres, 1979.

3 Véase Golubov 1994:116-126.

Entre una gran cantidad de poetas y narradoras latinoamericanas voy a mencionar a Sor Juana Inés de la Cruz, Gertrudis Gómez de Avellaneda, Alfonsina Storni, Delmira Augostini, Rosario Castellanos, Gabriela Mistral y muchas otras, cuyas obras fueron reanalizadas por medio de teorías feministas, destacando temas y aspectos que la crítica masculina había omitido o a veces malinterpretado.

Una relativamente larga tradición de 10 años de estudios en este dominio tiene la Asociación de Literatura Femenina Hispánica con su revista "Letras Femeninas" en EE. UU., cuyo próximo congreso tendrá lugar en el mes de Octubre de 1995 en Nueva York.

Sobre el tema de la crítica literaria feminista y la escritura femenina discuten Sara Castro-Klarén y Marta Traba en *La sartén por el mango* de Patricia Gonzales y Elena Ortega,[4] así como Adriana Méndez Rodenas (*"Tradición y escritura femenina"*) y Lucía García (*"Entre sumisión y la irreverencia"*) en *Escribir en los bordes*, editado por Carmen Berenguer et. al. en Santiago de Chile en 1990.

Las más destacadas escritoras contemporánes latinoamericanas han sido analizadas por la estudiosa colombiana Helena Araujo en su libro *La Scherezada Criolla. Ensayos sobre Escritura Femenina Latinoamericana.*[5] Además de aplicar diversas teorías críticas feministas para hacernos ver los temas "más femeninos" en un gran abanico de poetas y narradoras latinoamericanas, Helena Araújo reune en este libro varias ponencias y ensayos dedicados especialmente a la problemática de la mujer como producción de un sistema de escritura ("¿Escritura femenina?", "La Narradora y la Diferencia"). Sobre este admirable estudio confiesa la autora: "En este libro están mis obsesiones y mis entusiasmos, mi angustia y mi pasión por las escritoras de nuestro continente." (archivo personal, L.D.)

3. Lengua y mujer, lingüística feminista

El ensayo de Yadira Calvo Fajardo *A la mujer por la palabra* examina la situación de la mujer dentro del mundo del lenguaje, comenzando con la herencia de un lenguaje opresor, buscando sus raíces en la cultura patriarcal:

> "mito, ciencia, religión y lenguaje, hilos todos de la red simbólica que nos enfrentan a una realidad mediatizada y tergiversada por ellos, convierten a las mujeres en imágenes de espejo cóncavo, en figuras deformes y monstruosas..." (Calvo 1990:36)

La autora busca bajo las fórmulas lingüísticas las concepciones del mundo, examina las cargas semánticas de una serie de vocablos según los valores sociales que se les atribuyen, reanuda el debate sobre "el sexo del texto", llegando a la conclusión de que esta pregunta sigue estando "sin una respuesta plenamente satisfactoria." (p. 145) Se estudian, aunque en una forma un poco superficial, la mayoría de las lecturas "clásicas" que tocan la interrelación "mujer y lengua". La autora no pasa por alto las teorías misóginas de

4 Puerto Rico, (Huracán), 1985.
5 Bogotá, (Universidad Nacional de Colombia), 1989.



sociólogos, sicoanalistas y otros científicos, así como los críticos literarios que ejercen su labor desde un perspectiva machista. Ofrece para el/la lector/a costarricense una serie de artículos nuevos de autoras contemporáneas que publican en otros países latinoamericanos o en España, dando frecuentemente ejemplos acertados de vocablos del habla de Costa Rica. El libro ganó el premio en la rama de ensayo del Certamen UNA-Palabra en 1989 organizado por la Escuela de Literatura y Ciencias del Lenguaje de la Universidad Nacional de Costa Rica.

Nelly Richard, Directora de la "Revista de Crítica Cultural" somete a discusión el tema de lo femenino y lo masculino en relación a las políticas de lenguaje y subjetividad en el contexto de transición democrática en el Chile de hoy en su libro-ensayo *Masculino/Femenino: Prácticas de diferencia y cultura democrática.*[6] La autora enfoca en su primer capítulo los temas de lenguaje, saber, teoría y cultura sobre todo en el contexto chileno, pasando a la presentación del debate sobre la pregunta ¿Tiene sexo la escritura? Ofreciendo varias opiniones controvertidas Richard subraya la dificultad de definir acertadadmente lo femenino de un texto. Algunas estudiosas ven lo femenino en lo oprimido por el poder dominante en la sociedad, como es, por ejemplo, la opinión de Diamela Eltit:

> "Parece necesario acudir al concepto de nombrar como lo femenino aquello que desde los bordes del poder central busque producir una modificación en el tramado monolítico del quehacer literario, más allá que sus cultores sean hombres o mujeres generando creativamente sentidos transformadores del universo simbólico establecido." (Richard 1993:36)

La autora tematiza la problemática de una identificación entre "ser mujer" = "femineidad" = "escritura femenina", o sea, la búsqueda de una identidad que obligatoriamente tiene que ver con el cuerpo, "... el cuerpo como primera superficie a conquistar (a descolonizar) mediante una autoerótica femenina de la letra y de la página." (p. 40) Cuestionando la existencia de una identidad masculina o una identidad femenina, como fenómenos fijos e invariables, Richard nos deja la impresión de que como la femineidad nunca se logra plenamente, "el disolver la autoridad paterna no es exclusivo ni privativo de las prácticas de mujeres", aunque "no es menos cierto que las mujeres se enfrentan a la alternativa norma/infracción bajo circunstancias especiales." (p. 42)

El libro de Nelly Richard, totalmente teórico, es sobre todo una guía de lectura para las/los interesadas/os, y en realidad plantea varios problemas (la diferencia femenino/masculino; relación lenguaje, política, democracia; feminismo antiesencialista y desconstructivo/feminismo radical; etc.) más bien como material para reflexión que como respuestas. El libro invita a reformulaciones de la crítica antipatriarcal con el apoyo de nuevas teorías: "Abordar la cuestión de lo femenino ya no como expresión de un yo que detenta (por su sustrato biográfico-corporal) la representación de una femineidad total y absoluta sino como problemática de la subjetividad, le exige en todo caso al feminismo

6 Santiago de Chile, (Francisco Zegers Editor), 1993.

trabajar una articulación teórica que reconozca que cada sujeto es atravesado por una multiplicidad conflictiva de pulsiones de identidad y lógicas de poder." (p. 87)

Para una lectora o un lector que está hasta cierto punto preparado sobre esta problemática, ni el estilo ni el contenido representan dificultad de seguirlos. No es tal el caso de Martín Hoppenheim, que en su reseña *"Exposición sobre el libro de Nelly Richard"* considera que la autora utiliza un "... juego de lenguaje..., ... rodeo del habla...", "... ubicándose en el recurso de la contorsión, la fisura o la tensión..." (Hoppenheim 1993:310)

Como más arriba menciono la existencia de un tipo de reseña "masculino", para no llamarlo "machista", me gustaría analizar en breve las estrategias en el texto de Hoppenheim. Según él, Nelly Richard (aunque él autor la llama todo el tiempo Nelly, de manera muy paternalista y poco respetuosa: fenómeno-sexista que ha sido tratado por otros linguistas: véase por ej. Meseguer 1977:179) no puede fundamentar sus tesis ya que si todo pensamiento logocéntrico, hipotético-deductivo-normativo, viene marcado por el estigma de la masculinización, ella debería fundamentar su hipótesis dentro de esta misma lógica discursiva, entrando en contradicción con ella misma, la que busca su lugar en la diferencia. Ya que Richard construye una producción teórica para no utilizar el discurso dominante, cree Hoppenheim, que ella recurre a continuas torsiones y elipsis del lenguaje para tratar de mantenerse, ella misma, al margen del modo dominante de la producción teórica. Ella utiliza las propias herramientas del logos revirtiéndolo, haciéndolo indigerible, según él, como una forma de sabotaje. La coronación de tal afirmación que, en mi opinión, no caracteriza de ninguna manera el estilo totalmente claro y lógico de la autora, es el siguente reconocimiento: "...es inevitable, por lo menos para un sujeto masculino como es mi caso, percibir un cierto aire paranoico en esta empresa." (Hoppenheim 1993:312) El crítico considera que el "... propio texto de Nelly ... no sale al rescate de formas expresivas "femeninas", más afectivas, más intuitivas, más estetizantes, más confesionales..." (p. 312) Y también en esta resistencia, ve Hoppenheim, una cierta paranoia: la autora "... no quiere quedar atrapada en esta relación dicotómica impuesta desde el poder del discurso masculino ..." (p. 312) El autor se queja al final: "Este discurso de la diferencia, paradojalmente, nos hace a nosotros, hombres, sujetos raros, distintos, nos estigmatiza como culpables, ciegos, rígidos, inútiles." (p. 315) Me abstengo a seguir dando otros ejemplos de la reseña de Hoppenheim. Creo que éstos bastan para que quede claro el tipo de crítica a la que es sometida la poca literatura que sobre este tema es publicada en Latinoamérica. No puedo retenerme solamente a aconsejarle simplemente a leer un poco más sobre el tema, seguramente esto aumentará la comprensión del "discurso de la diferencia" y disminuirá la sensación de consternación personal.

En lo que se refiere a la "lingüística feminista" en Hispanoamérica, quiero empezar con un artículo *"El género femenino"* del abogado Luis Cabrera (1876-1954), firmado con el seudónimo Blas Urrea. El artículo trata el tema del uso de los nombres de profesiones en masculino para las mujeres en México. Según él "se ponen en ridículo las autoridades universitarias cuando dicen la señora Bachiller, la señora Licenciado, la señora Doctor en Ciencias Sociales, etc." (Urrea 1992:217) A pesar de que el artículo fue escrito a principios del siglo Cabrera propone no sólo el uso del género femenino en nombres de profesiones



como: La Abogada, La Presidenta, La Ministra, La Cancillera, etc. sino crear también el femenino en el caso de la palabra "la testigo", papel que en los siglos pasados podía ejercer sólo el hombre, hecho por el cual no se formó la palabra "la testiga". Hoy sabemos que una parte de los nombres de profesiones desempeñadas por mujeres en realidad se usan, otros sin embargo, no han avanzado desde la época del autor del artículo: "bachillera" sigue siendo un sinónimo de "mujer presumida y pretenciosa", por lo cual es evitado por las mujeres mismas, otros usos dependen de la ideología de la mujer que tiene el cargo. Ser mujer no significa obligatoriamente tener conciencia femenina: tenemos el caso de La Presidenta de Nicaragua Violeta de Chamorro que insiste en que la titulen "La Presidente". Correa termina su propuesta con las palabras:

> "Y son las mujeres quienes deben imponer el uso del género femenino para designar sus profesiones u ocupaciones. Ya han esperado veinte siglos a que los legisladores, hombres, les reconozcan sus derechos. ¡No van a esperar otro siglo para que los señores Académicos de la Lengua les den permiso para usar el género femenino!" (p.218)

Otro artículo que trata el tema de los géneros gramaticales es *"El género gramatical en español, reflejo del dominio masculino"*, publicado en 1992 en la Revista *Política y Cultura*, de Leticia Villaseñor Roca de la Universidad Autónoma Metropolitana de México que aclara la relación entre las categorías del pensamiento colectivo y la formación y evolución del género. Aparte de un análisis breve del masculino genérico que excluye en muchos casos a la mujer y las connotaciones de menosprecio de muchos nombres en femenino, la autora admite que

> "... en México aún son muy pocas las investigaciones que analizan hasta dónde nuestras tradiciones culturales y sociales, han influido en nuestros usos lingüísticos con respecto a la posición de la mujer en todos los niveles, y específicamente en el empleo del género gramatical en el español." (p. 228)

En los últimos años en algunos países latinoamericanos se realizan seminarios y talleres sobre el tema "comunicación y mujer". Un libro memoria de tal seminario es el publicado en Lima en 1993: *Identidad comunicativa y propuesta alternativa.*

4. Entrevistas con varias escritoras centroamericanas

Durante el Congreso de Literatura y Lingüística Centroamericana en Guatemala realicé cortas entrevistas con destacadas poetas y narradoras centroamericanas sobre el estado actual de las medidas oficiales para evitar sexismos lingüísticos y sobre las prácticas comunicativas existentes en sus respectivos países.

-(L.D.) ¿Se promueve en Nicaragua/Panamá/Guatemala algún tipo de lingüística feminista? ¿Se estipulan leyes, normas de uso no sexista de la lengua?

**Michele Najlis**, narradora y poetisa nicaragüense:

"- No, eso lo hacemos a nivel feminista, pero no a nivel oficial, de educación. Hay en la universidad un grupo de mujeres que trabajamos en torno del problema de géneros desde diferentes disciplinas, pero, así, sistemáticamente una crítica feminista tampoco hay."

**Consuelo Tomás**, escritora panameña:

"No, todavía estamos tratando de hacer entender por qué hay que hacer algo. En las últimas elecciones se lanzaron mujeres en candidaturas para la presidencia de la República y los eslogan estaban hablando de "Vote por fulana para Presidente", cuando existe el vocablo femenino. Nosotros todavía estamos en una etapa muy primeriza en trabajar el lenguaje."

**Norma García**, guatemalteca, que escribe bajo el seudónimo Isabel Garma:

"Hace dos años que la Universidad de San Carlos aprobó que los títulos de las mujeres fueran escritos en femenino. Ya no se decía "*se hace acreedora del título de abogado y notario*", sino *de abogada y notaria, de medica*, etc. Pero la mayoría de las mujeres sigue usando el título masculino; creo que le parece que el título en femenino les resta autoridad. En cuanto al lenguaje, la Oficina Nacional de la Mujer (ONAM), proporcionó una investigación sobre la presencia de sexismos en los libros de textos. Después de ese análisis se hizo una propuesta de cambios. Pero aquí las cosas cambian lentamente. Es difícil que se vayan a implantar."

-(L.D.) ¿Pero, obviamente hay interés?
"Sí, hay interés. Pero que a nivel político se siga diciendo "la diputado" sería lo de menos, porque hay muy poca presencia de las mujeres en la política."
En cuanto a las posibilidades de escribir y publicar confiesa la destacada escritora guatemalteca Norma García:
"Lo que nos hace falta en ese momento es encontrar la manera en que sean escuchadas las voces de las mujeres. Creo que hay muchas mujeres creando, escribiendo, pero enfrentan el problema de la dificultad para publicar y luego el de la crítica que, en cuanto que producen su obra, se encargan de destruirla".

Los artículos y libros escogidos para esta aproximación al debate y las publicaciones sobre "escritura femenina" y "mujer y lengua" es un hilo de orientación, nada más, hacia la comprensión del estado actual de los estudios en estos dominios. La producción en este terreno ya es bastante amplia en muchos países latinoamericanos, destacan sobre todo: México, Chile, Costa Rica, Colombia, Argentina. Y si en otros no hay muchas publicaciones dedicadas a la lingüística y la crítica femenina, hay también una toma de la palabra pública, hasta hace poco vedada para las mujeres, que se nota en un gran número de revistas feministas, de letras femeninas, de estudios sobre la mujer, etc. Se observa una mayor influencia de las teorías francesas y norteamericanas, adaptadas hasta cierto grado, a las condiciones latinoamericanas. A veces se percibe una (auto-)crítica de que no haya una teoría autóctona, criolla, sino que se apoyan en teorías importadas. Este



hecho parece totalmente comprensible si se analizan las condiciones políticas y sociales en las que trabajan y crean las mujeres latinoamericanas por una parte, por otra parte, todas las teorías científicas se basan en otras.

*Bibliografía*:


Araujo, Helena, La Scherezada Criolla, 1989. *Ensayos sobre Escritura Femenina Latinoamericana*, Bogotá (Universidad Nacional de Colombia).

Calvo, Yadira Fajardo, 1990. *A la mujer por la palabra*, Costa Rica (Euna).

Culler, Jonathan, 1982. "Leyendo como mujer" en: Sobre la deconstrucción, Madrid (Cátedra), 43-61.

Damjanova, Ludmila, 1993. *Particularidades del lenguaje femenino y masculino en español.* Estudio de caso en la novela latinoamericana: Isabel Allende, Márvel Moreno, Gabriel García Márquez y Plinio Mendoza", Sofia (Sofia-Press Infocontact).

Hoppenheim, Martin, 1993. "Exposición sobre el libro de Nelli Richard" en: *Debate Feminista*, Vol.8: Fronteras, Límites, Negociaciones, Sept., 310-315.

Golubov, Niattie, 1994. "La crítica literaria feminista contemporanea entre el esencialismo y la diferencia", en: *Debate feminista*. Crítica y censura, Año 5, vol. 9, marzo, 116-126.

Meseguer, Alvaro García, 1977. *Lenguaje y Discriminación sexual*, Madrid (Editorial cuadernos para diálogo).

Moreno, Hortencia, 1994. "Crítica literaria feminista" en: *Debate feminista*, Año 5, vol. 9, marzo, 107-112.

Richard, Nelly, 1993. *Masculino/Femenino: prácticas de la diferencia y literatura democrática*, Santiago de Chile (Francisco Zegers Editor).

Sau, Victoria, 1989. *Diccionario Ideológico Feminista*, Barcelona (Icaria).

Santi, Enrico Mario, 1994. "El sexo de la escritura" en: Debate feminista, Año 5, vol. 9, marzo, 193-198.

Urrea, Blas, 1992. "El Género femenino", en: *Revista Política y Cultura*, "Mujeres y política", México, (Univ. Autónoma Metropolitana), otoño, 215-218.

**VARIA:**

## Alvar Núñez Cabeza de Vaca, o los naufragios de una posible conquista de América que nunca se dio

Marco Aurelio Larios López, Viena

> Por elegancia natural o por una gran pasión subversiva, se separó del tipo humano del "Conquistador"
> Abel Posse, *El largo atardecer del caminante*

### 1 El conquistador conquistado

Alvar Núñez Cabeza de Vaca se distingue de entre todos los conquistadores españoles por su manera de practicar y conducir el descubrimiento y la conquista de América. Su diferencia nace del aprendizaje personal que tuvo de los pueblos indígenas de América, por la fortuna de vivir entre estos pueblos cerca de nueve años, largo tiempo en que compartió las formas materiales y espirituales de los indios.

Esta experiencia del conquistador conquistado no es única de Alvar Núñez Cabeza de Vaca, ya que desde el momento mismo del descubrimiento colombino "hubo españoles que se incorporaron a la vida indígena y aprendieron las lenguas de los indios"[1]. Cito sólo como ejemplo los casos de Gerónimo de Aguilar y Gonzalo Guerrero con los indios mayas, en Yucatán; el aragonés Miguel Díaz en la isla la Española; Cristóbal Rodríguez con los indios taínos; un tal Juan González en Puerto Rico. Sin embargo ninguno ha dejado un testimonio tan profundo y humano de su encuentro con los indios como Alvar Núñez Cabeza de Vaca.

Hay que decir que esta convivencia indígena no fue un acto consciente de Cabeza de Vaca, como posiblemente lo fue en los otros. Alvar Núñez Cabeza de Vaca vino a América en la expendición de Pánfilo de Narváez, quien había obtenido en 1527 el título de Adelantado para la conquista de Florida[2] de parte del rey Carlos I. Cabeza de Vaca no contaba con ninguna experiencia "americana", no obstante fungía como tesorero y alguacil de la expedición, quizás por las regalías de su abuelo conquistador de Canarias. La expedición tendrá un fin trágico: quedarán sólo cuatro sobrevivientes de entre todos los que

1 *América Latina en sus lenguas indígenas*, Coordinación, presentación y documentación de Bernard Pottier, Caracas, UNESCO/Monte Avila Editores, 1983, p. 100.

2 Ya se tenían noticias de este territorio por los trabajos de exploración que realizara Ponce de León en 1512 desde Puerto Rico buscando la fuente Bimini, "cuyas aguas devolvían la juventud".



naufragan frente a las costas norteamericanas del Golfo de México. Y sólo uno de ellos será capaz de dar cuenta de los sucesos que pasaron para sobrevivir en un mundo totalmente distinto al suyo.

Este destino le deparó a Cabeza de Vaca un giro absoluto en sus posibilidades (¿pretensiones?) de conquista: no sería nunca el orgulloso y esforzado conquistador español, sino un hombre inerme y desnudo en la playa de un mundo desconocido, digno de la compasión indígena, como él mismo nos lo describe en el siguiente pasaje:

> "Los indios, de ver el desastre que nos había venido y el desastre en que estábamos, con tanta desventura y miseria, se sentaron entre nosotros, y con el gran dolor y lástima que hobieron de vernos en tanta fortuna, comenzaron todos a llorar recio, y tan de verdad, que lejos de allí se podía oír, y esto les duró más de media hora; y cierto ver que estos hombres tan sin razón y tan crudos, a manera de brutos, se dolían de nosotros, hizo que en mí y en otros de la compañía cresciese más la pasión y la consideración de nuestra desdicha."[3]

Allí comprendió Cabeza de Vaca que aquellos hombres "tan sin razón y tan crudos, a manera de brutos" no serían más que los conquistadores con su violencia anticipada, ques los indios nunca atacarían a hombres indefensos, como los españoles lo hacían con ellos. Más bien, al verles en ese estado de abandono, los llevaron con ellos y los tuvieron como amigos.

Entre estas naciones indígenas Alvar Núñez Cabeza de Vaca pasaría cerca de ocho años de su vida. Supo de sus costumbres y de sus problemas de sobrevivencia, de sus religiones y de sus lenguas (según lo escribió en sus memorias: "aunque sabíamos seis lenguas, no nos podíamos en todas partes aprovechar de ellas"[4]). Cuando regresó, desqués de caminar cerca de ocho mil kilómetros, a la Nueva España, ya era otro: era un conquistador conquistado.

### 2 El hombre no es lobo del hombre

De este primer contacto con los indios americanos, Alvar Núñez Cabeza de Vaca nos da cuenta en su libro *Naufragios*, escrito a partir de una primera relación que dio a la Real Audiencia del Consejo de Indias.

Bajo este título nos relata las peripecias que tuvo desde su partida de España, las expediciones tierra adentro por la Florida, el naufragio en la bahía de Tampa (Estados Unidos), su largo periplo en pos de tierra de cristianos (México) y su regreso a España. Son

3 Alvar Núñez Cabeza de Vaca, *Naufragios y Comentarios*, edición de Roberto Ferrando, Madrid, Historia 16, 1984, p. 73.

4 Ibidem, p. 125.

casi diez años de acontecimientos; algunos de ellos impugnados como "increíbles"[5], como puestos para impresionar a los lectores.

Pero independientemente de estas cuestiones de estilo, los *Naufragios* de Cabeza de Vaca son un rico testimonio etnográfico sobre las diversas tribus indígenas que poblaron el sur de los actuales Estados Unidos, algunas de ellas sólo conocidas por este único testimonio.

Alvar Núñez nos da un cuadro prolijo de detalles sobre las condiciones de existencia de estos pueblos de la pradera, acentuación que pone en mayor relieve que otros cronistas de Indias[6]. Quizás su posición de conquistado (¿aculturado?) lo lleva a ser un minucioso observador de las diferencias humanas de este Nuevo Mundo. Su mirada científica parte del asombro ante lo desconocido, ante lo inusitado, ante lo inconcebible. Y de este modo es capaz de darnos cuenta de asuntos tan variados, como por ejemplo de la fauna de las regiones (p. 55, p. 91), de la apariencia corporal de los indios (p. 58), de sus alimentos (p. 71, p. 85, p. 89, p. 101, p. 102, p. 108, p. 109), de la organización familiar (p. 76, p. 88, p. 104), de sus bailes y fiestas (p. 78), de los productos comerciales entre las tribus (p. 81, p. 112, p. 124), de sus supercherías y mitos (p. 83, p. 88, p. 99), sus recursos de caza (p. 88, p. 90), de las construcciones de sus viviendas (p. 78, p. 126).

Además, es interesante destacar que Cabeza de Vaca se percata claramente de las múltiples lenguas que existen entre las naciones indígenas y que son razón primera de sus divisiones y diferencias, y motivo que las enfrentan entre sí. Constantemente va nombrando las naciones indígenas con sus nombres de lengua: "partimos donde estaban otros comiendo tunas, y éstos se llaman cutalches y malicones, que son otras lenguas, y junto con ellos otros llamados atayos, y éstos tenían guerra con los susolas, con quien se flechaban cada día"[7]. Incluso el capítulo XXVI lo titula "De las naciones y lenguas" en donde intenta elaborar una perspectiva global organizada de los pueblos y sus idiomas; llega al caso de hacer observaciones de caracter puramente lingüístico: "Entre éstos hay una lengua en que llaman a los hombres por *mira acá*; *arre acá*; a los perros, *xo*"[8] que en el subrayado (nuestro) nos parece una reproducción de escritura fonética por parte de Cabeza de Vaca. No obstante es importante señalar que a lo largo de la narración en la extensa consignación de pueblos y lenguas tan diversas no hay una declaración visible de los problemas de comunicación que él y los otros tres sobrevivientes tienen frente a estos grupos humanos. Quizás habremos de creer en sus conocimientos de "seis lenguas" tal como él mismo lo escribe en sus *Naufragios* para solventar sus problemas de comunicación. Sin embargo, la duda queda, pues Alvar Núñez Cabeza de Vaca no nos ofrece una crónica abundante de indigenismos que pudieran dar cuenta de sus concimientos de lenguas indígenas, ni mucho

5 "Esto nos hace pensar que Cabeza de Vaca, como natural de la tierra de María Santísima, recurriese al andalucismo, a la exageración", apunta el prologuista Roberto Ferrando en la edición citada de *Naufragios y Comentarios*.

6 Hay que hacer incapié que desde el *Diario de abordo* de Cristóbal Colón ya existe una vocación etnográfica por señalar las peculiaridades de los habitantes del Nuevo Mundo. Cfr. Colón, Cristóbal, *Diario de abordo*, edición de Luis Arranz, Madrid, Historia 16, 1985.

7 Alvar Núñez Cabeza de Vaca, op. cit., p. 97.

8 Ibidem, p. 107.



menos aventuró gramáticas sobre éstas"[9]. Más parece que su posición de conquistado, amorosamente lo condujo a guardar secretos sobre su "pasado indio". Históricamente se sabe que Alvar Núñez Cabeza de Vaca nunca hizo de intérprete: no quiso ser traidor a quienes lo salvaron del naufragio cultural en que se vio de pronto, sin crucifijo ni espada españoles, solo y desnudo en la playa.

## 3 Sólo la bondad conquista

A Cabeza de Vaca se le atribuye otro libro, *Comentarios*, a pesar de que no fue escrito de su puño y letra. La redacción es obra de Pedro Hernández, su escribano, amigo y testigo presencial de los hechos que le sucedieron en su segundo encuentro con los indios americanos. Sin embargo se le atribuye porque "el protagonista real y oculto de la narración es siempre Alvar Núñez, y no sólo por ser el actor principal de la acción, sino por inspirar a veces, desgraciadamente pocas, descripciones de la tierra que atraviesan y que nos recuerdan inmediatamente el Alvar de los *Naufragios*"[10]

Alvar Núñez Cabeza de Vaca, después de su exitoso regreso a España, fue premiado por el Emperador Carlos I con el título de Gobernador, Adelantado y Capitán General del Río de la Plata para que fuera a ayudar a los supervivientes de la expedición de Pedro de Mendoza. Esta nueva expedición comandada por Cabeza de Vaca sería costeada por él mismo, y sin duda constituye la propuesta conquistadora más loable. Su larga sobrevivencia con los indios de la pradera, el conocimiento intrínseco de entender las respuestas indígenas ante el extraño blanco invasor y la evidencia probada del trato amable son sus mejores argumentos para intentar llevar a cabo una conquista diferente hasta la entonces realizada.

Esta segunda aventura la emprende entre 1540 y 1545, y nos relata su llegada a las costas del Brasil, su larga travesía por tierra (prefería ser caminante que marinero) de indios guaraníes, pueblos que fue conquistando con obsequios y diálogos, sin disparar ninguna bala y sin perder ningún español; su llegada a Asunción, desde donde organiza su gobernatura y emprende expediciones hacia el interior del continente, aprovechando las rutas fluviales del río Paraguay, y en las que procura ante todo ejercer su política de atracción indígena a través de regalos y compromisos verbales de respeto mutuo, no obstante se defiende con armas cuando la situación extrema lo obliga; la sedición de la que es objeto en Asunción, el amotinamiento de algunos españoles y su regreso encadenado a España, acompañado de serias acusaciones.

Y si primordialmente los *Comentarios* se escribieron bajo su propia promoción como testimonio exculpatorio de los trabajos de su gobernatura en el Río de la Plata, es un libro que desborada el alegato judicial: es el descubrimiento de múltiples pueblos indígenas en medio de las selvas continentales, nuevamente descritos con esa casi voluntad científica

9 No hay que olvidar que por el número elevado de idiomas que tuvieron que aprender los misioneros, y sólo en el caso de México, se sabe que aparecieron más de 100 obras sobre lenguas indígenas entre 1524 y 1572. Cfr. *América Latina en sus lenguas indígenas*, ed. cit. p. 21.

10 Roberto Ferrando en su prólogo a: Alvar Núñez Cabeza de Vaca, op. cit., p. 29.

etnográfica; es la imagen coherente de su política conquistadora, sustentada en la pacificación amable del diálogo y el compromiso político[11] con que atrajo a las diversas comunidades indígenas; es el retrato hablado de los primeros colonos españoles en América, de la sedicia que los mueve y los lleva a trastocar los predicamentos reales[12] de una conquista sin abuso ni explotación[13]; es, en suma, el naufragio de una posible conquista de América que nunca se dio.

A diferencia de sus *Naufragios*, Alvar Núñez Cabeza de Vaca recurre constantemente al intérprete guaraní (hombres que son denominados en las crónicas como "lengua") para establecer el diálogo con las tribus indígenas. Observa que las guerras tribales ocasionan prisioneros que pasan a formar parte de las nuevas tribus y aprenden los nuevos idiomas indígenas:

> "Dijo que era de la generación de los guaraníes y natural de Itati, que es en el río del Paraguay; y que siendo él muy mozo, los de su generación hicieron gran llamamiento y junta de indios de toda la tierra, y pasaron a la tierra y población de la tierra adentro, y él fue con su padre y parientes para hacer la guerra generaciones de toda aquella tierra y vinieron contra los de su generación, y desbarataron y mataron muchos de ellos, y otros se fueron huyendo por muchas partes (...) y que este indio se había escapado por lo espeso de los montes, y caminando por ellos había venido a tierra de los xarayes, los cuales lo habían tenido en su poder y lo habían criado mucho tiempo, hasta que, teniéndole mucho amor, y él a ellos, le habían casado con una mujer de su generación."[14]

Cabeza de Vaca se sirve de estos indios guaraníes, dispersos entre otras "generaciones" de indios, para que le sirvan de informantes en su viaje de exploración, buscando las míticas zonas del oro y la plata.

Hay que destacar a lo largo de esta narración que la utilización del indio como intérprete es el procedimiento de contacto entre los españoles y los hablantes indígenas. Este procedimiento que consistía en enseñar al indio el español (no fueron pocos los casos en que estos intérpretes ofrecieron razones equivocadas) fue el primer recurso de contacto de lenguas que pusieron en práctica los descubridores. El segundo procedimiento (lo he enunciado más arriba) es el español que aprende idiomas indígenas (los mejores usuarios de este procedimiento fueron los misioneros católicos).

Por esa extraña circunstancia del destino, Alvar Núñez Cabeza de Vaca ejerció ambos procedimientos de contacto de lenguas. Con igual coincidencia, recorrió zonas indígenas de gran similitud de lenguas. Lo que explica que en sus dos libros no dé cuenta de problemas de ruptura comunicacional: en sus *Naufragios* cruza 'naciones' indígenas que

11 Es visible, una vez más, la colaboración indígena (de los guaraníes, en este caso) con que se sustenta la avanzada conquistadora española.

12 No hay que olvidar que al menos desde el dictamen de las cortes españoles, por voluntad expresa de los monarcas y plasmada en las Leyes de Indias, se promueve la protección al indio americano.

13 Los motivos fundamentales de la rebelión de los colonos sobre la autoridad de Cabeza de Vaca se dio por su política indigenista de trato amable y de suprimir los privilegios de los españoles que obraban violentamente con los indios.

14 Alvar Núñez Cabeza de Vaca, op. cit., pp. 259-260.



pertenecen, por sus familias de lenguas, a los filos lingüísticos "Macroalgonquian", "Na-Dene" y "Azteca-tano", y en los que él observa cierta unidad de lenguas; en sus *Comentarios* 'generaciones' indígenas son familias de lenguas de los filos lingüísticos "Tupí-guaraní" y "Marco-pano"[15].

Por la calidad moral de sus testimonios etnográficos y etnolingüísticos, las obras de Alvar Núñez Cabeza de Vaca constituyen en ejemplo máximo de un proyecto cultural, que desgraciadamente los hombres de su tiempo no supieron ver. Y aunque anticipan el futuro respeto científico de los europeos por las culturas y lenguas amerindias, son en el siglo XVI prueba del naufragio inevitable que en persona y obra sufrió Cabeza de Vaca. Sus ocho años de destierro a Africa como castigo a causa de las intrigas coloniales, son la herida que el tiempo infligió sobre sus más caros anhelos. Alvar Núñez Cabeza de Vaca no volvería nunca más a América.

## 4 El peor de todos los naufragios sería el olvido

Las obras de Alvar Núñez presentan peculiaridades diferenciadoras frente al conjunto de crónicas de Indias. Comparten los objetivos primarios y algunas similitudes formales con las crónicas de otros conquistadores: la escritura informativa dirigida al emperador de España y a sus cortes con el fin de dar cuenta de las características geográficas y culturales de sus recientes posesiones (a través de ellos tomadas en su nombre), amén de dar cuenta de los hechos acaecidos en las expediciones conquistadoras; escrituras que constituían en sí mismas "constituciones o estatutos de los territorios ocupados. Tanto el que suscribía como el territorio mismo adquirían legalidad y derecho por virtud de estos documentos"[16].

En cuanto a las similitudes formales, el estilo de las obras de Cabeza de Vaca responde también a las formas notariales de la naciente burocracia administrativa de las Indias. Su libro *Naufragios* se presenta como una larga confesión personal que recuerda los memoriales que eran escritos para obtener una gracia -recuérdese que Cabeza de Vaca obtuvo de esta relación el nombramiento de Adelantado, Gobernador y Capitán para una siguiente expedición a las Indias-; su libro *Comentarios*, no escrito por él pero avalado en su nombre, se abre y se cierra con los encabezados y las firmas de fe como si fuera una extensa y verdadera carta oficial dirigida a las majestades imperiales de España -sabemos que en realidad es un documento exculpatorio para probar su inocencia ante la historia.

Por otra parte, habría que considerar que las crónicas de Indias en general surgen de la necesidad de "explicar y describir lo desconocido. Ambos grupos culturales [españoles e indígenas] utilizaban el único recurso posible: describir lo desconocido por lo

15 Para ahondar sobre la indexación de las lenguas amerindias consúltese: *América Latina en sus lenguas indígenas*, ed. cit.

16 Roberto González Echevarría, "García Márquez y la voz de Bolívar" en *Cuadernos de Cuadernos* n° 1, publicación de *Cuadernos Americanos*, México, UNAM, 1991, p. 65.

conocido"[17]. Y en este sentido, al dar cuenta de la cultura indígena también revelan en su proceso descriptivo el "marco mental" europeo desde donde se interpreta la otra cultura. Por eso resulta significativo que tras la escritura de las crónicas se nos compare el mundo indígena con las fantasías de los hombres europeos[18].

Y es aquí precisamente donde se diferencia y se distancia la obra de Cabeza de Vaca respecto las otras crónicas: *Naufragios y Comentarios* no discurren por esta imaginería fantasiosa del hombre europeo. Las obras de Alvar Núñez nos ofrecen un cuadro bastante realista, quizás a causa del "tono científico" de precoz etnólogo que despiden sus narraciones. Acaso, las constantes invocaciones a Jesús Cristo para justificar la suerte de su destino sean más bien entendibles desde la condición cristiana de un hombre del siglo XVI, y no deban ser tenidas como cualquier matiz fanático capaz de otorgar a la causa divina las razones de la realidad.

Esta ausencia del típico "marco mental" europeo en la obra de Cabeza de Vaca es también la manifestación de una tolerancia cultural que rebasa las fronteras cerradas y estrechas del entonces pensamiento español que sólo fundamentaba la existencia del mundo desde su concepción judeo-cristiana. La tolerancia, de cualquier forma, le proviene a Alvar Núñez de su condición de conquistador conquistado, de su política de conquista y de un profundo amor por el otro. No cabe duda que la vigencia de su pensamiento sigue siendo actual. Finalmente, un hombre como Alvar Núñez Cabeza de Vaca que padeció tantos naufragios reales y simbólicos a lo largo de su vida no podía callar su diferencia de ser otro por todos los trabajos que el destino le deparó. No podía ahogarse en el peor de los naufragios, que es el olvido.[19]

## *Bibliografia*


Alvar Núñez Cabeza de Vaca, 1984. *Naufragios y Comentarios*, edición de Roberto Ferrando, Madrid, Historia 16.

*América Latina en sus lenguas indígenas*, 1983. Coordinación, presentación y documentación de Bernard Pottier, Caracas, UNESCO/Monte Avila Editores.

Colón, Cristóbal, 1985. *Diario de abordo*, edición de Luis Arranz, Madrid, Historia 16.


17 Bertín Ortega: "Navegaciones: en busca de la identidad perdida" en *Plural*, México, agosto de 1992, p. 17.

18 Fantasías que provienen de la tradición grecolatina (amazonas, centauros), de la imaginería medieval (elíxeres, de la mitología cristiana (infiernos, paraísos, apariciones divinas, milagros). Cfr. Bertín Ortega, op. cit.

19 Parafraseo la frase final de *El largo atardecer del caminante*, de Abel Posse (Barcelona, Plaza & Janés, 1992). Igualmente los encabezados subtitulares de este ensayo son frases tomadas de esta extraordinaria novela histórica sobre la vida de Alvar Núñez Cabeza de Vaca.




González Echevarría, Roberto, 1991. "García Márquez y la voz de Bolívar" en *Cuadernos de Cuadernos* n° 1, publicación de *Cuadernos Americanos*, México, UNAM.

Ortega, Bertín, 1992. "Navegaciones: en busca de la identidad perdida" en *Plural*, México, agosto.

Posse, Abel, 1992. *El largo atardecer del caminante*, Barcelona, Plaza & Janéz.